



Der amerikanische Kapitalismus.

Ein Beitrag zur Analyse der Kartellirung.

Von

George Sorel.

(Boulogne s. S.)

In einer Studie über die Entwicklung des Kapitalismus, die ich in dieser Zeitschrift im Oktober 1897 veröffentlichte, bemerkte ich, dass die Geschäftusancen des amerikanischen Kapitalismus einem relativ unentwickelten Wirthschaftsstadium entsprechen, einem Stadium, in dem der Handel die eigentliche Industrie noch überwiegt. Die vorzügliche Enquête, die P. de Rousiers für das Musée social de Paris¹⁾ veranstaltet hat, ermöglicht mir jetzt eine genauere Präzisierung des Problems. Der Verfasser verdient vollstes Vertrauen; denn er hat sich durch seine früheren Arbeiten über das Arbeiterleben in England²⁾ als ein Beobachter ersten Ranges und als Nationalökonom von seltener Urtheilsfähigkeit erwiesen.

Alle monopolisirten Unternehmungen in Amerika stehen unter der Leitung kühner und skrupelloser Spekulanten, die Alles in den Dienst ihres Eigeninteresses zwingen. Es ist sehr schwer, Kartelle zu gründen, nur um die Aufträge zu vertheilen, die Produktion zu regeln und die Preise festzusetzen. Da die einzelnen Gesellschaften nicht durch eine unpersönlich funktionirende Verwaltung geleitet werden, sondern nur den persönlichen Willen ihrer Chefs zum Ausdruck bringen, unterliegen sie je nach der zufälligen Gelegenheit den verschiedensten Einflüssen; die Gesamtinteressen einer Geschäftsgruppe werden der persönlichen Befriedigung geopfert, die dem Direktor den Abschluss eines schönen Geschäfts verschafft. Man nimmt durchaus keinen Anstand, ein gegebenes Wort zu brechen; es werden tausend schlaue, kleine Schachzüge eronnen, um die Vertragsbestimmungen zu umgehen. Die pools vermögen sich nur dann zu halten, wenn ein sehr bedeutender Industrieller genügend gefürchtet wird, um seinem Willen Geltung verschaffen zu können. Sehr oft kümmern sich die Direktoren sehr viel weniger um die Interessen ihrer Gesellschaft, als um die Gewinne, die sie persönlich von Spekulationen einzuheimsen hoffen, deren Kosten die Aktionäre tragen. Und endlich treten erste Finanzgrößen einem pool überhaupt nur dann bei, wenn man ihnen die ausschlaggebende Gewalt zusichert.

¹⁾ Les industries monopolisées aux États-Unis. Colin, éditeur, Paris 1898.

²⁾ La question ouvrière en Angleterre, 1896; — Le trade-unionisme en Angleterre, 1897.

Aus alledem geht hervor, dass die amerikanischen Geschäftsfusionen einen eminent persönlichen Charakter tragen; es handelt sich hier nicht darum, dass vernunftbegabte Wesen sich zur Verfolgung eines gemeinsamen Ziels vereinigen, sondern um Leute, die nur das Neue reizt, die nur im Ringen für unmittelbare Vortheile sich mit einander verständigen, sofern ihr Temperament eine Verständigung zulässt. Mit einem Wort, es handelt sich weniger um eine Real- als um eine persönliche Vereinigung.

Wo man in Europa den Markt auf Grund eines Uebereinkommens regeln und mittels einer Kommission gemeinsam arbeiten würde, bedarf es in Amerika der Bildung eines Trusts, der die Direktoren der grossen Gesellschaften vereinigt, oder sogar der Bildung einer einzigen Gesellschaft, die mächtig genug ist, den Markt zu beherrschen. Der Nationalökonom Walker ist der Ansicht, dass die Fusionirung der Petroleum-Raffinerieen nicht durch die Natur dieser Industrie bedingt sei; es wäre ja ein Leichtes gewesen, ein Syndikat zum Bau von Leitungen für den Transport des Rohpetroleums zu gründen, und schliesslich hätten die Preise durch gemeinsame Vereinbarung geregelt werden können. Aber all dies wäre in Amerika nicht möglich gewesen mit Männern wie Rockefeller, die die Neigung zu persönlichen Spekulationen haben. So sehen wir auch Carnegie, seinen Geschäftsverbündeten, die bösesten Streiche spielen, bis er sich schliesslich stark genug fühlt, jeden Widerstand zu brechen und der Industrie einen neuen Weg durch riesige Preisreduktionen zu eröffnen.

Eins der günstigsten Resultate, die durch die Vereinigung der Kapitalisten erzielt werden können, ist die Stetigkeit der Preise. In einer Industrie, wo der Trust allmächtig ist, wie in der Petroleumindustrie, könnte der Einkaufspreis nahezu vollständig fest oder wenigstens nur ganz regelmässigen Schwankungen unterworfen sein; — aber weit gefehlt; Rockefeller bestimmt jeden Tag von Neuem seine Preise; zuweilen ruft er künstliche Preisbewegungen hervor, um seine Konkurrenten in gewagte Spekulationen hineinzuziehen; er setzt sich mit den Eisenbahngesellschaften in Verbindung, um die Rohöltransporte der unabhängigen Produzenten zu hindern; er geht selbst so weit, den Einkauf abzulehnen, und verurtheilt dadurch die Besitzer zum Verlust ihrer Rohmaterialien. Es sind sich Alle darüber einig, dass der grosse Spekulant, wenn eine Gelegenheit ihm gerade günstig erscheint, geschäftlich nicht sehr anständig vorgeht, ja, dass er „Geschäftskniffe anwendet, wie sie kleine Handelsleute nicht anzuwenden pflegen.“

In Bezug auf den Zucker-Trust meint de Rousiers, dass hier weniger ein industrielles, als ein Handelsunternehmen in Frage komme, dass das Rohmaterial durch den Siedeprozess nur eine geringe Umänderung erleide. Das Unternehmen wird von den Brüdern Havemeyer geleitet, zwei Geschäftsmännern von hervorragendster Begabung.

Nicht alle Trusts haben Erfolge aufzuweisen; ja, die erfolgreichen bilden sogar die Ausnahme; trotzdem hat man Versuche zur Einführung von Trusts in beinahe sämtlichen Geschäftszweigen gemacht. Ueberall ist dabei fast genau der gleiche Weg eingeschlagen worden; das Resultat aber hängt von gewissen technischen Bedingungen ab, die sich als

mehr oder weniger günstig für diesen Zweck erwiesen haben. In allen den Industrien, in denen es möglich war, mit einem bescheidenen Kapital die Konkurrenz aufzunehmen, haben die Trusts selbst gerade durch die Preissteigerungen eine solche wachgerufen; das gewöhnliche Ergebniss war dann, dass sie selbst zusammenbrachen, und für die ganze Industrie infolge der Ueberproduktion eine Krise eintrat. Bei der Monopolisirung der Petroleumindustrie fing man damit an, den Konkurrenten durch betrügerische Abmachungen mit den Eisenbahngesellschaften Hindernisse in den Weg zu legen; erst sehr viel später baute Rockefeller die grossen Leitungsröhren, die jetzt die technische Grundlage des Monopols bilden. De Rousiers hebt sehr klar die drei Phasen des Vorganges hervor: Abmachungen mit den Eisenbahngesellschaften, Bau der Leitung und schliesslich Nutzbarmachung der Nebenprodukte. Das durch das Transportsystem geschaffene Monopol ist für die Raffinerie, dank den normalen Bedingungen dieser Industrie, erhalten worden; aber es ist die Frage, ob die normalen Bedingungen der Raffinerie an sich schon genügt hätten, ein Monopol hervorzurufen.

Im Allgemeinen kann man also sagen, dass die Spekulation immer dort geglückt ist, wo sie — zufällig — günstige technische Verhältnisse antraf. Nicht durch die Technik sind die Trusts geschaffen worden; aber dank der Technik floriren sie in gewissen Fällen, wie eben in der Petroleumindustrie. Der Petroleumtrust ist unter allen Trusts derjenige, der am wenigsten den Charakter eines rein künstlichen Monopols aufweist.

Der Zuckertrust ist im Gegensatz dazu das Künstlichste, was man sich nur denken kann; er ist einzig und allein durch die Duldung der Regierung gegründet und könnte sich ohne diese nachsichtige Duldung nicht halten; es existirt für ihn keinerlei ernsthafte technische Grundlage; er unterliegt also nicht dem Gesetz der Nothwendigkeit, das in rein wirthschaftlichen Vorgängen das herrschende ist. Die Zuckerraffinerieen verdienen genug, um reichlich zu den Kosten der politischen Parteikämpfe beisteuern zu können.

In allen diesen Dingen spielt bis zu gewissem Grade die Korruption der Politiker und der Eisenbahndirektoren eine Rolle. De Rousiers meint, dass der amerikanische Staat sehr Unrecht gethan hat, jede wirksame Kontrollirung der Eisenbahnen aus der Hand zu geben; aber gesetzt, eine derartige Kontrolle bestände wirklich, wäre sie dann wohl anders, wie Regierung und Verwaltung, d. h. wäre sie nicht ebenfalls korrumpirt? In Frankreich existirt diese Kontrolle der Bahnen durch einen starken, hierarchisch organisirten Beamtenkörper, der eine gewisse Autonomie besitzt; dennoch handeln die Gesellschaften oft genug sehr willkürlich; besonders bewilligt z. B. die Paris-Lyon-Mittelmeer-Gesellschaft für gewisse Grosstransporteure Ausnahmspreise, discriminations, wie die Amerikaner sagen, und zwar in durchaus ungesetzlicher Weise.

Obgleich die parlamentarische Korruption in Frankreich ja nicht ebenso vollkommen organisirt ist wie in Amerika, so weiss doch Jeder, dass ohne Geld Schutzzoll-Tarife nicht zu haben sind. Die Besitzer der Zuckersiedereien sind in Frankreich zu einem mächtigen Syndikat zusammengeschlossen, das die Gesetzgebung in der Hand hat und stark genug

scheint, um den Staatssäckel ungestraft bestehen zu können. Die Regierungswillkür erzeugt eben überall die gleichen Erscheinungen.

De Rousiers macht mit Recht darauf aufmerksam, dass England, dank seinem Freihandel, die Trusts nicht kennt. Zwar ist zweifellos die Absperrung des Marktes allein noch kein genügendes Moment zur erfolgreichen Gründung von Trusts; aber sie leiht doch einen sehr günstigen Boden dafür. Hauptsächlich ermöglicht die Absperrung die Gründung von pools, durch die geschickte Industrielle innerhalb kurzer Zeit enorme Gewinne erzielen können, weil sie ihnen gestatten, besonders gute Konjunkturen auszunutzen, sodass sie schliesslich ihre Unternehmungen bis zu völliger Beherrschung des Marktes auszudehnen vermögen: das war es, was Carnegie zu Wege gebracht hat: das Schutzzollsystem steigert noch die Vortheile, die unter freier Konkurrenz Einzelne gewonnen haben würden.

Wenn man sich den hochgradig künstlichen Charakter fast sämtlicher Trusts vergegenwärtigt, die nur auf die allgemeine Korruption gegründet sind, kommt man unwillkürlich dazu, sie mit den alten privilegierten Gesellschaften zu vergleichen. Die Form des Privilegs hat sich geändert: der staatliche Schutz ist weniger offenkundig; aber das Resultat ist das gleiche. Gewöhnlich haben ja die Trusts eine solidere Grundlage als diese Gesellschaften, die oft nur zu dem Zweck gebildet wurden, absurde Handelsunternehmungen anzubahnen; aber ich sagte schon, dass diese solide Grundlage nur ein zufälliges, geschichtliches Zusammentreffen darstellt; zufällig und durchaus nicht immer haben die Trusts sie vorgefunden.

Das führt uns auf eine neue rechtliche Auffassung der Trusts: Sie sind Spekulations-Unternehmungen, die ein Feld ausbeuten, das ihrer Thätigkeit deshalb überlassen blieb, weil die alte Gesetzgebung ihre Exzesse nicht voraussah; sie sind auf Privilegien gegründet, die die Willkür Derer schafft, die über die öffentliche Gewalt verfügen, und die diese Gewalt gegen die Interessen der Gesamtheit benutzen; — sie sind Monopole mit einer thatsächlichen Grundlage nach Art derjenigen, deren Anwendung der Staat zum Nutzen Aller zu regeln hat.³⁾ Unter diesem dreifachen Gesichtspunkt betrachtet, sind die Trusts Unternehmungen, die über den jedem Bürger zustehenden gesetzlichen Schutz hinausgehen. Die Direktoren der amerikanischen Trusts sind sich darüber auch vollkommen klar: sie fühlen sich ihres Rechts nicht sehr sicher. Während man in Frankreich im Allgemeinen die Minen-Besitzer und die Aktionäre der Eisenbahnen als gewöhnliche Industrielle ansieht, sind die Amerikaner fast sämtlich davon überzeugt, dass die Trusts ein vorübergehendes Uebel sind, das eines Tages durch das Volk beseitigt werden wird.

Unser Autor hält das New-Yorker Staatsgesetz, das einen Maximalpreis für Gas festgesetzt hat, um den Missbräuchen der Gesellschaften entgegen zu treten, für willkürlich und gefährlich. Mir scheint diese Maassregel vollkommen richtig. Zu keiner Zeit hat die Rechtsphilosophie die Zulässig-

³⁾ So ist es bei dem Petroleumtransport; die Transporte führen überall in Europa zu Staatskonzessionen.

keit von Gewinnen bestritten, die gewissen Verhältnissen entstammen; die Schwäche oder die Korruption der Regierungen kann aber niemals ein Recht auf ungesetzlichen Profit begründen und stets sind die verwerflichen Manöver, die ohne industrielle (oder technische) Ursache Extra-Gewinne schaffen, allgemein verurtheilt worden.

Die amerikanischen Gerichte sind den Trusts gegenüber meist machtlos, weil der Grundsatz des *common law* von ihnen nur nach Maassgabe der juristischen Tradition angewandt werden kann. Aber die Gesetzgeber könnten diesen Rechtsgrundsatz aufnehmen, um neue Bestimmungen daran zu knüpfen, die auf die jetzigen Verhältnisse anwendbar wären. Ihre Berechtigung dazu ist niemals bestritten worden; aber es bleibt zweifelhaft, ob bis jetzt die Vereinigten Staaten die ernstliche Absicht hatten, die Trusts in wirksamer Weise zu treffen.

Gewöhnlich suchen die Direktoren der Trusts die Zufriedenheit der Konsumenten zu erhalten und erhöhen die Preise nicht so, dass Klagen wachgerufen werden können; ihre Vertheidiger bemühen sich sogar, nachzuweisen, dass die Koalitionen ein Sinken der Preise bewirkt haben: das ist indessen dann nur ein zufälliges Zusammentreffen; aber Alle sind sich einig darüber, dass das Interesse der Konsumenten schliesslich den Sieg über das Interesse der kapitalistischen Koalitionen davontragen wird. Die amerikanischen Gesetzgeber dürften mit Leichtigkeit in der Rüstkammer der Rechtsphilosophie zwingende Gründe finden, um die Festsetzung eines Preismaximums zu rechtfertigen. Hören wir, was einer der bedeutendsten Vertreter der liberalen Schule in Bezug auf die Koalitionen sagt⁴⁾: Die erfolgreichen unter ihnen stützen sich gewöhnlich auf Monopole, wie sie bei den Eisenbahnen bestehen. Und auch in diesem Falle ist es sehr wünschenswerth, dass das Gesetz intervenirt, um die Monopolinhaber zu zwingen, die Preise so festzusetzen, wie sie sich auch bei freier Konkurrenz ergeben haben würden. Ich glaube also, dass die Maassregel, die der New-Yorker Staat ergriffen hat, den Ansichten der ersten Autoritäten entspricht.

Man hat oft behauptet, dass die Kartelle der Industriellen zum Zweck der Regelung des Marktes den Beweis liefern, dass die Herrschaft der freien Konkurrenz ihrem Ende nahe. Ich theile diese Ansicht nicht. Die Kartelle beweisen nur, dass in einem entwickelten kapitalistischen Wirthschaftssystem die Handelskonkurrenz aufhört, ausschlaggebend zu sein. Das berührt nicht die technische Konkurrenz, die sich aus oft sehr erheblichen Verschiedenheiten zwischen den einzelnen industriellen Anlagen herleitet, Verschiedenheiten, sei es des Rohmaterials, sei es der Arbeitsleistung.

Früher suchten die Kapitalisten ihre Profite zu steigern, indem sie die Arbeiter auf Hungerlöhne setzten und den Arbeitstag ohne Grenzen verlängerten. Heutzutage ist dieses Verfahren beinahe gänzlich aufgegeben; die Trades-Unions haben hier gründliche Abhilfe geschaffen; der Arbeitsmarkt hat sich regelmässiger gestaltet. Die Erfahrung hat gelehrt, dass

⁴⁾ Vilfredo Porceto: Cours d'économie politique, professé à l'université de Lausanne. Tome II, pag. 251.

die alte Taktik nicht mehr in Einklang mit den Bedingungen der modernen Industrie zu bringen ist. Diese bedarf eines Arbeiters, der gut bezahlt wird und nur eine vernünftige Stundenzahl am Tage arbeitet, nicht des elenden entkräfteten Sklaven, den uns die älteren Untersuchungen geschildert haben.

Auch bestand noch eine andere, sehr böse Form der Konkurrenz, die jetzt allmählich verschwindet: man versuchte gute Waaren durch schlechte zu ersetzen, die nur äusserlich ein gutes Ansehen hatten und sehr billig verkauft werden konnten. Dieses Verfahren ist von den bedeutenderen Häusern mehr und mehr aufgegeben worden; es gehört gleich dem vorher erwähnten viel mehr der Handels- als der industriellen Phase an; — höchstens wird es noch in neu erschlossenen Ländern geübt und trägt z. B. den Kaufleuten, die Afrikahandel treiben, riesige Gewinne ein.

In unserem Buche finden sich einige sehr interessante Bemerkungen über die Konkurrenz: Wenn die Waaren mit verhältnissmässig hohen Transportkosten belastet sind, bilden sich rings um diejenigen Punkte, die für die Produktion am günstigsten liegen, industrielle Gruppen; und diese Gruppen haben kein Interesse daran, einander zu bekämpfen. Thatsächlich kann, wenn die Transportkosten eine grosse Rolle spielen, eine Konkurrenz nur innerhalb eines engen Landstreifens auftreten; die Preisermässigungen, die aus einem Konkurrenzkampf resultiren, werden nicht durch genügende Absatzsteigerungen ersetzt.

Es kommt zuweilen vor, dass die reichsten Kapitalisten die Konkurrenz nicht zu ihrem Vortheil zu wenden vermögen: die unabhängigen Industriellen können durch geschickte Manöver den Kauf ihrer Anlagen zu derartigen Preisen erzwingen, dass die Produktion durch enorme Unkosten belastet ist. De Rousiers erzählt die Geschichte eines Bostoner Fabrikanten, der einen Trust zwang, seinen Forderungen nachzugeben, und zwar dadurch, dass er die Preise auf den grossen Märkten drückte, während er wenig Waare auf den Markt warf, so dass er verhältnissmässig geringe Summen verlor, während der Trust enorme Verluste erlitt.

Der Whiskey-Trust wurde durch die Konkurrenz der unabhängigen Branntweinbrenner vernichtet, obgleich er seine Preise ermässigt und versucht hatte, die Fabrikationsmethoden zu vervollkommen. Es scheint, dass sich in diesem Falle die grossen Abnehmer gegen den Trust verbunden hatten.

Mir scheint, dass die Interessen des Grundeigenthums diejenigen sind, die unter den kaufmännischen Koalitionen am meisten zu leiden haben; sind nicht auch übrigens die Grossgrundbesitzer überall die lautesten Feinde der Spekulation gewesen? Die Interessen der Konsumenten werden niemals in den Vordergrund gestellt; deren Interessen zählen in Europa nicht mit: die Grundeigenthümer sind der Ansicht, dass aller Handelsgewinn nur ihnen geraubt wird. Dieser Standpunkt ist ja natürlich in einem Lande, wo die Grundregel aller staatlichen Gesetzgebung lautet: den Grundbesitzern eine Rente zu sichern. Dieser Grundsatz ist unvereinbar mit jeder gesunden Rechtsauffassung; dennoch ist er auch in Frankreich angenommen, und zwar nicht nur bei dem Kleinbürgerthum, sondern sogar bei sozialistischen Abgeordneten!

De Rousiers weist nach, dass die stärkste industrielle Konzentration und die fortgeschrittenste Vervollkommnung der technischen Methoden, wie man sie in der Textilindustrie findet, nicht zur Monopolisation geführt hat. Es ist also falsch, zu behaupten, dass die Entwicklung des Kapitalismus die Bildung von Trusts mit sich bringt, wie dies die Vertheidiger der Trusts und verschiedene Sozialisten behauptet haben.

Ueber den Zweck in der Religion.

Eine Anregung.

Von

Paul Kampffmeyer.

(Rehfelde.)

Bisher zog die sozialistische Litteratur meist nur den Vorstellungsinhalt der Religionen in den Bereich ihrer Untersuchungen. Mit grossem Scharfsinne suchte sie zu enträthseln, welche natürlichen und sozialen Mächte in den Göttererzählungen, in den Mythen wiedergespiegelt werden. Und über dieser wichtigen Denkarbeit vergass sie oft die grosse Frage nach den Zielen, nach den Zwecken, die sich jene religiösen Anschauungen und Ideen stellten, eingehend zu behandeln. Dienten sie nur der Kurzweil einer spielenden Phantasie, oder wollten sie den ganzen Menschen, seine vielseitigen Empfindungen, seine zu Thaten drängenden Leidenschaften erfassen?

Schon bei einem flüchtigen Blick auf die bestehenden Religionssysteme thut sich vor unseren Augen eine gewaltige Rüstkammer von Geboten und Verboten auf, die das ganze Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre in bestimmte Bahnen zu leiten suchen. Die Religionsgebote brandmarken gewisse menschliche Handlungen als frevelhafte Verletzungen einer göttlichen Ordnung und bedrohen sie mit dem Zorne übergewaltiger Wesen. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Religion werden Diebstahl und Ehebruch als schwere Sünden betrachtet und mit harten Strafen geahndet. Und weshalb diese Bestrafung jener Vergehen und Verbrechen? Nun, diese „Sünden“ gefährden den Bestand einer Gesellschaft, die auf strenger Einthe, auf einem ausgebildeten Privateigenthume begründet ist. Die Religion, dieses scheinbare Gebilde aus Himmelhöhen, setzt sich also sehr reale, sehr irdische Zwecke, sie tritt als Schützerin, Schirmerin der Existenzunterlagen einer bestimmten Gesellschaft auf. Thut dies aber nicht auch das Strafgesetz? Gewiss, aber dieses Recht hat nur kurze Arme, die nicht den Menschen in allen Lebenslagen gängeln und leiten können. Die Thatsache, dass die Religionen verschiedene menschliche Handlungen mit ihren Bannstrahlen belegen, sie als gottlos und sündig verdammen, beweist schon die begrenzte, eingeschränkte Machtsphäre des Strafrechts. Das Strafgesetz erklärt sich damit selbst für unfähig, allein die Gesellschaft in Rand und Band zu halten. Es liegt darin eine eigenartige Kritik des Kriminalrechts und der Strafrechtspflege. Das Richtbeil, der Galgen, die glühenden Zangen gestehen damit ihre Rathlosigkeit gegenüber dem Verbrechen ein, die rohen Gewaltmittel rufen in ihrer Ohnmacht selbst ideelle Mächte zu ihrer Hilfe herbei, und der Henker muss zu Gunsten des Priesters abdanken. Das Strafgesetz kann eben nur die Handlungen treffen, die ruchbar geworden sind, und die Verbrecher bestrafen, deren Unthaten erwiesen sind. Es kann nicht in alle

Schlupfwinkel des Verbrechens vordringen. In die Tiefe der Menschenseele, in der das Verbrechen aufkeimt, findet es kaum Zutritt. Anders die Religion; denn sie ergreift den ganzen Menschen, sein Denken, Empfinden, Wollen. Sie drängt sich ihm als Weltanschauung und Sittenlehre auf, sie ist ihm allgegenwärtig. Der Mensch, so lehrt die Religion, sieht, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an. Aus dem riesenhaften Drama der Weltvorgänge geht dem Menschen die Vorstellung übermächtiger Gewalten, allherrschender Gottheiten auf. Diese Vorstellung wird in den Dienst der sozialen Institutionen gezwängt, und das mit grossem Erfolg, lässt sie doch das Herz des gefühllosesten Menschen erschauern! Wenn die Gottheit, die im Sturme dahinbraust, die in zündenden Blitzen zur Erde niedersteigt, selbst die grossen fundamentalen Einrichtungen der Welt beschirmt, dann sind sie in sicherer Hut. Und die irdischen Vertheidiger dieser Einrichtungen suchen von der Herrlichkeit der Gottheit wenigstens einige Strahlen zu erhaschen. Die griechischen Helden und Heeresführer stammten von den Unsterblichen ab, und die absoluten Könige waren selbst, wenn sie nur eine handvoll Erde beherrschten, von Gottesgnaden.

Je roher, je brutaler die Menschen sind, je schreckenvoller wettern die Gottheiten vom Himmel herab. In einer von wilden Klassenkämpfen durchtobten Gesellschaft donnern sie die widerhaarigen Elemente mit wahren Ungewittern von Strafen und Drohungen in die Ordnung hinein. Eisern, der Herzenshärte der Gesellschaft vollkommen angepasst, sind die Strafmittel der Religionen, die einem Zeitalter brutaler Gewalt entsprossen sind. Ewige Höllenstrafen werden den Sündern dieser Zeiten mit einer geradezu grässlich realistischer Anschaulichkeit vor Augen gemalt. Die Hölle erscheint wie eine blutdampfende, in das Jenseits versetzte Folterkammer.

Ein gestreicher deutscher Denker des XVIII. Jahrhunderts liess sich durch das verschwommene Nebelgewölk religiöser Anschauungen und Vorstellungen nicht über den festen, sehr irdischen Kern hinwegtäuschen, der in jeder Religion verborgen ist. Es war dies der vielgenannte, aber leider zu wenig gelesene Justus Möser. Dieser hellläugige Publizist und Staatsmann stösst die Religion von ihrer Himmelshöhe zur Erde herab und verstrickt sie eng mit den Zwecken und Zielen der Gesellschaft. Er lässt sich einmal in seinem Schreiben an den Herrn Vikar von Savoyen, abzugeben an Herrn Johann Jacob Rousseau, also über den sozialpolitischen Zweck der Religionen vornehmen: Es ist von der äussersten Wichtigkeit für das Wohl einer Gesellschaft, dass der Mensch Andacht habe und sich dadurch zu guten Regungen, zur heilsamen Furcht und zu der nöthigen Standhaftigkeit bereiten lasse; es ist von der grössten Nothwendigkeit, dass wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen, und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dies von der äussersten Nothwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Diesen Endzweck hat Gott mit der Religion wohl suchen können; und ich würde es seiner Weissheit gemäss achten, wenn er auch solchen nur allein mit seiner Offenbarung gesucht hätte.

Die Religion ist somit eine Hauptstütze der bürgerlichen Gesellschaft. Aus diesem Gedanken heraus thut Möser daher die sehr bezeichnende Frage: So ist also die Religion eine Politik? und ihr erhabener Endzweck nicht, Gott zu dienen? — Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen.

Nicht mit theologischen, nein, mit politischen und juristischen Beweisgründen streitet er für die Nothwendigkeit der geoffenbarten Religionen.

Nunmehr, so schreibt er, erwarten Sie vielleicht, dass ich die Vertheidigung der Wahrheit unserer christlichen Religion übernehme. Allein, hier muss ich Ihnen aufrichtig gestehen, dass ich kein Theologe, sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen bloß so entworfen, wie ich glaube, dass sie ein unparteiischer Mann, der von unserer Religion nur etwas versteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften und ihre Zufälle angesehen; ich habe die Krankheiten dieser grossen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchieen, Aristokratieen, Demokratieen oder Tyrannieen heissen, erwogen, und daraus geschlossen, dass ihnen eine geoffenbarte Religion jeder Zeit nothwendig und heilsam gewesen.

Zu seiner eigenen Wohlfahrt und Sicherheit bedurfte eben der Staat der starken, markerschütternden Mittel der geoffenbarten Religionen. Gegenüber den unbändigen Massen erwiesen sich die irdischen Herrscherstäbe als morsche Stecken, und daher mussten sich die Gesetzgeber zu den Göttern flüchten und diesen ihre Donnerkeile entleihen. Ueber eine Mütze von glänzenden Steinen, so führt Möser aus, über einen Pelz von Hermelin, und über einen kurzen runden Stab, an beiden Enden mit Gold beschlagen, hätten die Hirten gelacht; keiner unter ihnen wäre mit einem Helme geboren, und keiner zu bereden gewesen, das Wiehern eines Pferdes oder den Traum einer guten Frau für einen göttlichen Beruf zu halten; unter ihnen hätte sich zwar ein Fündling gezeigt, der in seinem Busen das göttliche Feuer genährt, wodurch privilegirte Seelen zur Herrschaft über den Haufen zuerst berufen werden; allein er wäre, wie Moses, von schwerer Zunge gewesen, und also hätte ihm auch das letzte Hilfsmittel, die Macht der Beredsamkeit, welche sonst die Menschen beherrschte, ehe sie vor dem Fürsten schweigen mussten, gefehlt. Was sollte er nun anfangen? — Wie, ich frage? Er sollte, wenn er konnte, einen Gott zu Hilfe nehmen oder mit einer Göttin buhlen; seine Mutter von einem Herkules schwängern und seine Gesetze vom Himmel fallen lassen; er sollte Geheimnisse, Tempel und Priester anordnen, Wunder befehlen und die Aufrührer niederdonnern lassen. Das sollte er thun.

Das sollte ein Mensch, ein glückliches Genie, ein Held thun? Und wir sollten Lügen und Betrügereien billigen? — Ich denke aber doch, die ersten Stifter grosser Gesellschaften haben dieses nothwendig thun müssen, um sich die nöthige Vollmacht zu verschaffen, eine Vollmacht, welche sie berechtigen konnte, Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen zu setzen, wenn sie sich dem grossen Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt einer ganzen Gesellschaft widersetzen.

Justus Möser spürt nun weiter den Zweckgedanken nach, die in den einzelnen religiösen Institutionen niedergeschlagen sind. Nachdem die Religion ihren Fuss auf die Erde gesetzt hatte, musste sie nothwendig in Orakeln und Offenbarungen zu den Menschen reden. Nur die Stimme der Gottheit fand unmittelbar Gehör. Nicht der Mund der Fürsten, nicht die Beschlüsse der Volksversammlungen hätten in wichtigen Angelegenheiten eine allgemeine, über jeden Zweifel erhabene Gültigkeit gehabt. Und deshalb mussten die weisesten Männer immer wieder zu Orakeln, zu göttlichen Offenbarungen zurückgreifen,

da sie die Auslegung der Natur nicht heiligen konnten, ohne sie von Gott kommen zu lassen; sie konnten solche bei dem Mangel der Buchstaben nicht bewahren, ohne sie täglich von Gott geben zu lassen; und das geschah durch ein Orakel. Sehen Sie, mein werthester Herr Vikar, so setzt Möser lebhaft ein, so hat die Noth vernünftige Menschen in ihren Erfindungen geleitet. Und welche Erfindungen? Ruhe, Freundschaft, Liebe und viele andere gesellschaftliche Tugenden zu besonderen Pflichten zu heiligen, eine Gottheit da einzuflechten; wo sie fühlten, dass die natürlichen Bande reissen möchten¹.)

Die einmal bestehende Religion hatte nun im Interesse der Autorität ihrer Gebote und Vorschriften den Anspruch auf ausschliessliche Wahrheit und Unfehlbarkeit zu erheben. Was dächten Sie weiter, so polemisirt Möser gegen Rousseau, wenn ich gegen Sie den Satz wage, dass die Oekonomie einer jeden Religion erforderte, dass ausser ihr kein Heil sei? Mir scheint es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne diesen Grundsatz nicht haben. Eine Religion, die sich nicht im alleinigen Besitze der Himmelsschlüssel wähnt, erzeugt eine gewisse Gleichgiltigkeit und mindert die Kraft, die Gewissen zu binden; welches doch nothwendig ist, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels, zu erhalten.

Die Religion, nach dem Mythos aus den Tiefen der Gottheit selbst geflossen, legte um die Stirn ihrer Diener, die zuerst das geheimnissvolle Flüstern überirdischer Stimmen vernahmen, einen Schein der Heiligkeit. Diese konnten sich deshalb inmitten einer Welt von Umwälzungen und Erschütterungen lebensfähig und kräftig erhalten. Die bürgerliche Sicherheit erforderte diese Heiligkeit des Priesterstandes; Gott mag dieses zum Besten und zur mehrern Sicherheit der Menschen gar weislich verordnet haben. Und deshalb zieht Möser heftig gegen die natürliche Religion Rousseaus zu Felde, weil sie der Geistlichkeit ihr politisches Heiligthum entreisst. Treten Sie nun, so eifert Möser gegen den Genfer Philosophen, mit Ihrer natürlichen Religion hinzu, verwandeln Sie die ganze Geistlichkeit in ordentliche Menschen, schwächen Sie in dem grossen Haufen die Meinung, dass der heilige Geist auf eine besondere Art in ihnen wohne, beruhigen Sie damit den Fürsten wider Himmel und Hölle, Unruhen und Empörungen: was meinen Sie, sollte daraus wohl ein grosser Vortheil zu erhalten sein?

Unangetastet muss der Heiligenschein der Geistlichkeit bleiben, und daher sagt Möser mit Recht: Höret Dich Gott im Zorn und erlaubt Dir, den würdigen Geistlichen allein zu verehren; um den unwürdigen öffentlich zu verachten, so wirst Du das politische Heiligthum dieses Standes schwächen.

Die Sicherheit, die Wohlfahrt der Gesellschaft, dieser sehr realpolitische Zweck erzeugte die geschilderten religiösen Einrichtungen. Ihm entspross die geoffenbarte Religion, ihre Unfehlbarkeit, die Heiligkeit ihrer Priester. Unser sozialer Philosoph hat somit bedeutsame Grundlagen zu einer Untersuchung über den Zweck in der Religion gelegt. Auf dieser weiterbauend könnte ein Theoretiker leicht ein ganzes Lehrgebäude über diesen Gegenstand aufrichten. Dann hätten wir zu dem geistreichen Werke R. von Iherings, dem Zweck im Recht, ein Gegenstück.

¹) Schreiben an den Herrn Vikar, 246—247.

Die Sicherheits- und Wohlfahrtszwecke der Gesellschaft sind nur sehr wandelbarer Natur, und damit gleichfalls ihre echten, rechten Kinder, die Religionen. Läuft nicht einmal selbst die Uhr für die geoffenbarten Religionen ab? Sind nicht schon die sozialen Bedingungen erkennbar, unter denen diese Religionen dereinst zu blutlosen Schemen verblassen werden? Diese wichtigen Fragen lässt Möser unerörtert. Und weshalb? Weil sein Geist zu eng mit der damaligen sozialen Ordnung verschwistert und verschwägert war. Aus diesem Grunde erschaute er nicht in dem Kampfe gegen die geoffenbarte Religion ein sich ankündendes gewichtiges Wetterzeichen für den nahen Umschwung in der sozialen und religiösen Welt. War das Dasein der natürlichen Religion nicht schon der beste Beweis, dass die Zeit zur Neige ging, die durchaus zu ihrer Sicherheit der göttlichen Offenbarungen, der Orakel, der unfehlbaren Religionswahrheiten bedurfte? Die geoffenbarte Religion kann eben nicht dem allgemeinen Schicksal alles Irdischen entrinnen: dem Untergang, dem Tode. Sie wird einmal überflüssig werden und aus Mangel an einem sozialpolitischen Nährboden absterben. Wenn sich einmal der allgemeine Wohlstand über diese Erde breitet, wenn die ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen von der weltgeschichtlichen Bühne abgetreten sind, wenn keine Elemente mehr existiren, die durch die Flammen des Fegefeuers und die furchtbaren Qualen der Hölle in die Ordnung hineingeängstigt werden müssen, dann, ja dann wird die Todesstunde der geoffenbarten Religionen schlagen.

Ueber den Einfluss der Hegelschen Dialektik auf die sozialistische Doktrin von Karl Marx.

Von

Christian Cornelissen.

(Paris.)

I.

Karl Marx, dessen Kapital einem bedeutenden Theil der internationalen Sozialdemokratie grundlegend für die Prinzipien und die Taktik geworden ist, war ein Schüler Hegels, und er ist Hegelianer geblieben, sowohl in seinen Begriffen über die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft, als in der Methode seiner Deduktion, er ist Hegelianer auch in den Hypothesen, die er dementsprechend für den Bau der zukünftigen Gesellschaft aufgestellt hat. Er ist Hegelianer geblieben wider seinen Willen. Seine eigene materialistische Geschichtsauffassung der absolut idealistischen Auffassung Hegels gegenüberstellend, hat Marx den Unterschied der beiden Theorien folgenderweise formulirt:

Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegelschen nicht nur verschieden, sondern ihr direktes Gegenheil. Für Hegel ist der Denkprozess, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demurg des Wirklichen, das nur seine äussere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts Anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle . . . Die Mystifikation, welche die Dialektik in Hegels Händen erleidet, verhindert in keiner Weise, dass er ihre allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewusster Weise dargestellt hat. Sie steht bei ihm auf dem Kopf. Man muss sie umstülpen, um den rationellen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken.¹⁾

¹⁾ Das Kapital. Erster Band. Vorwort zur zweiten Auflage.

Allein, wenn auch nach der philosophischen Methode von Karl Marx die Hegelsche Dialektik auf die Füsse gestellt, „umgestülpte“ Hegelsche Dialektik ist, um die allegorische Sprache Marx' noch einmal zu gebrauchen, so ist sie trotzdem Hegelsche Dialektik geblieben.

Wenn Marx ein gewisses Phänomen auf ökonomischem Gebiete konstatiert hat oder wenigstens meint, es konstatiert zu haben, wenn es also für ihn feststeht, dass dieses Phänomen wirklich existiert, so hält er nicht streng an dieser Thatsache fest, indem er dieses Phänomen mit anderen Phänomenen derselben Art kombiniert und auf dem Wege der Induktion von den besonderen Thatsachen auf das allgemeine Gesetz schliesst. Er kann vielmehr öfter der Versuchung nicht widerstehen, die Wirklichkeit zu verlassen, um den Begriff, der sich einmal bei ihm gebildet hat, das Gesetz, das er formuliert, an und für sich in seinem Kopf weiter zu entwickeln, dabei von der Meinung ausgehend, dass — wenn er nur logisch denkt — die bestehende Gesellschaft sich gleicherweise entwickeln wird, wie er — Karl Marx — es ihr vordiktirt, besser gesagt: wie er prophezeit, dass sie sich nothwendigerweise entwickeln muss.

Indem Marx in dieser Weise seine Ideen ausbaut, handelt er genau wie der Chemiker, der den zu untersuchenden Stoff, dessen Konstitution er kennen lernen will, zunächst von allen Beimischungen zu trennen versucht, um erst später in zweiter Instanz die Einwirkung dieser letzten Stoffe auf den chemischen Prozess einer speziellen und sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen.

Ungefähr auf diese Weise entwickelt Marx, indem er alle sekundären Einflüsse beseitigt, einen Begriff bis in die äussersten Konsequenzen, bis zu dem Punkt, wo dieser Begriff, wie Marx es seinem Lehrer Hegel nachsagt, in seine Negation umschlägt.

Streng hält er dabei an dem Begriffe, den er sich gebildet, an dem Gesetze, das er einmal zu entwickeln angefangen hat, fest. Einmal zur Feststellung des Begriffes des Mehrwerthes gekommen, sind Bodenrente, Geldzins oder Geschäftsprofit ohne Unterschied und unter allen Umständen auf diesen allgemeinen Begriff zu reduzieren. Alles ist Mehrwerth, das Uebrige sind nur Unterformen.

In gleicher Weise stellt Karl Marx seine Theorie auf, dass die Werthgrösse einer Waare bestimmt ist durch das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit oder durch die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit.

Die Quantität der Arbeit selbst misst sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Maassstab an bestimmten Zeittheilen, wie Stunde, Tag u. s. w.²⁾ Bis auf die Stunde u. s. w. ist Alles ausgesponnen. Jetzt kann noch komplizierte Arbeit gelten als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so dass ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem grösseren Quantum einfacher Arbeit.³⁾ Aber damit ist die Sache auch erledigt: Das in Marx' Gehirn aufgestellte Gesetz duldet, wie weit es auch durchgeführt wird, ebenso wenig eine Ausnahme, wie z. B. das Gesetz der Gravitation. Ein Irrthum ist bei Marx ausgeschlossen, dank der dialektischen Methode!

Marx hat niemals begriffen, dass dieses bis zum Ende Weiterspinnen im eigenen Gehirn die schwache Seite seiner Philosophie geworden ist.

Um zu veranschaulichen, was hier unter dem Namen dialektische Methode zu verstehen ist, weise ich hin auf die deutliche Formulirung, die Marx' Freund Friedrich Engels von dieser Methode von Marx und sich selbst gegeben hat in seiner Broschüre über Ludwig Feuerbach:

Hegel wurde nicht einfach abseits gelegt; man knüpfte im Gegentheil an an seine oben entwickelte revolutionäre Seite, an die dialektische Methode. Aber diese Methode war in

²⁾ Das Kapital, I. Dritte Aufl. pag. 6 und 5.

³⁾ a. a. O. pag. 11.

ihrer Hegelschen Form unbrauchbar (sic!) Bei Hegel ist die Dialektik die Selbstentwicklung des Begriffs . . .

Bei Hegel ist also die in der Natur und Geschichte zu Tage tretende dialektische Entwicklung, d. h. der ursächliche Zusammenhang des durch alle Zickzackbewegungen und momentanen Rückschritte hindurch sich durchsetzenden Fortschreitens vom Niedern zum Höhern, nur der Abklatsch der von Ewigkeit her, man weiss nicht wo, aber jedenfalls unabhängig von jedem denkenden Menschenhirn, vor sich gehenden Selbstbewegung des Begriffs. Diese ideologische Verkehrung galt es zu beseitigen. Wir fassten die Begriffe unseres Kopfs wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs.

Damit reduzirte sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, sowohl der äusseren Welt wie des menschlichen Denkens — zwei Reihen von Gesetzen, die der Sache nach identisch, dem Ausdruck nach aber insofern verschieden sind, als der menschliche Kopf sie mit Bewusstsein anwenden kann, während sie in der Natur und bis jetzt auch grossentheils in der Menschengeschichte sich in unbewusster Weise, in der Form der äusseren Nothwendigkeit, inmitten einer endlosen Reihe scheinbarer Zufälligkeiten durchsetzen.

Es ist nicht unsere Absicht, die Verdienste von Marx als Oekonom zu leugnen, wenn wir im Nachfolgenden den schädlichen Einfluss dieser dialektischen Methode auf Marx' Werke hervorheben.

Karl Marx, wie er sich an die klassische Oekonomie, insbesondere an die englische Schule von Adam Smith und Ricardo anschliesst und diese zur Weiterentwicklung bringt, hat unbedingt eine grosse Bedeutung, und seine Doktrin hat nicht nur Einfluss ausgeübt auf die sozialistischen Theorien aller Länder, sondern auch auf die Oekonomie im Allgemeinen.

Es ist darum umso wichtiger, die schwachen Seiten seiner Philosophie hervorzuheben. Denn die Hypothese, dass die allgemeinen Gesetze der Bewegung der äusseren Welt und die des menschlichen Denkens zwei Reihen von Gesetzen sein sollten, die der Sache nach identisch sind, diese Hypothese hat unbedingt ihren Haken.

Das menschliche Denken bleibt immer nur eine Abstraktion, ein Spuk. Es hat keine Realität. Ich kann mir das Denken vorstellen, das Denken einer gewissen Person, von A oder B, von Karl Marx, von mir selbst, oder von jedem x-beliibigen Anderen. Allein ist dies dann das menschliche Denken? Die Geistesfrüchte von Marx haben uns wenigstens den Beweis geliefert, dass jedenfalls in mancher Hinsicht die Bewegung des Denkens von Karl Marx nicht als identisch betrachtet werden kann mit der der äusseren Welt, d. h. mit der Entwicklung der Gesellschaft, wie sie in der Wirklichkeit sich vollzieht.

II.

Es wäre unmöglich, im Raume einer kurzen Studie den Einfluss der Dialektik in seinem ganzen Umfange nachzuweisen.

Wir beschränken uns daher auf die Kritik einer einzigen von Marx aufgestellten Theorie.

Wir nehmen dazu eine Hypothese, die bis jetzt von fast allen sozialistischen Schulen, vorzüglich den Nachfolgern von Marx, welche sie besonders scharf betont haben, ohne Bedenken angenommen wurde. Wir wollen noch hinzufügen, dass gerade in allerletzter Zeit auch unter den Schülern Marx' selbst die Kritik sich gegen die betreffende Hypothese erhoben hat.⁴⁾

⁴⁾ Man vergleiche, was diese Kritik betrifft, den Artikel des belgischen Sozialdemokraten Emile Vandervelde über das Kommunistische Manifest in der Nummer vom März 1898 der Revue Socialiste sowie den Artikel von Ed. Bernstein in der Neuen Zeit (No. 18 des Jahrgangs 1897—98).

Wir meinen die Theorie der Zentralisation der Kapitalien. Marx meinte die Konzentration der Kapitalien sich in der Weise vollziehen zu sehen, dass sie schliesslich zur Expropriation der grossen Masse der Kapitalisten durch einige Wenige führen musste.

Marx sah, wie der Revolutionsprozess in der Produktion sich in der heutigen Gesellschaft vollzieht.

Er konnte die Enteignung vieler Produzenten vom Grund und Boden und von den Arbeitsinstrumenten konstatiren. (Hauptsächlich die letzteren waren im Grossen und Ganzen noch während des Mittelalters das Eigenthum der Produzenten selbst.) Er sah schliesslich den Uebergang aller dieser Produktionsmittel in die Hände der Grundeigenthümer und Kapitalisten sich vollziehen. In den einzelnen Betriebszweigen sah er die Privatkapitalisten eine immer wachsende Arbeiterarmee kommandiren. Als er in den sechziger Jahren an seinem Kapital arbeitete, konnte er schon das moderne Grosskapital sich allmählich bilden sehen. In verschiedenen Branchen der Industrie konnte er den Untergang vieler Kleinbetriebe im Konkurrenzkampfe gegen das auf riesenhaftem Fusse organisirte Gross-Unternehmertum bemerken.

Es war nicht zu bestreiten, dass hier eine Agglomeration und selbst eine bestimmte Konzentration der Kapitalien stattfand. Allein anstatt sich auf diesem Gebiete auf die Wahrnehmung der einzelnen Thatsachen zu beschränken, anstatt sich damit zufrieden zu geben, diese Wahrnehmungen zu kontrolliren und zu vergleichen und aus diesen Wahrnehmungen auf allgemeine Gesetze der kapitalistischen Produktion schliessend doch immer wieder von Neuem zu den einzelnen Fällen zurückzukehren, fing Marx, auf einem gewissen Punkte angelangt, an, den Begriff der kapitalistischen Produktion im eigenen Hirn auf dem Wege seiner dialektischen Philosophie weiter zu entwickeln.

Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Zentralisation der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt. So heisst es in einem der bekanntesten Kapitel seines Kapital.⁵⁾

Und indem er diese Gedanken weiter entwickelt, fährt Marx fort:

Hand in Hand mit dieser Zentralisation oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter. . . . Aber die kapitalistische Produktion, so raisonnirt dieser Schüler Hegels, erzeugt mit der Nothwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist Negation der Negation. . . .

Das Endresultat ist dann auch vorauszusagen und die Verwandlung des auf eigener Arbeit der Individuen beruhenden zersplitterten Privateigenthums in kapitalistisches war, wie er uns zu beweisen sucht, bedeutend schwieriger, als diese Expropriation der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten. . . .

Dort handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren, hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse. . . .⁶⁾

In letzter Zeit hat der russische Anarchist W. Tscherkesow, in seiner Broschüre: *Pages d'histoire socialiste*, besonders darauf hingewiesen, dass diese Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse doch nicht so leicht vor sich gehen würde, und zwar deswegen nicht, weil die Gesellschaft sich in Wirklichkeit anders entwickelt, als Marx (in Uebereinstimmung mit der Hegelschen Methode) die Gesellschaft sich entwickeln liess. An der Hand der offiziellen Statistik hat Tscherkesow nachgewiesen, dass in einem Lande wie England, in welchem Marx sein Kapital geschrieben, und das er so vielfach

⁵⁾ Das Kapital. Band I. 24. Kapitel. 3. Auflage. pag. 790.

⁶⁾ a. a. O.

als Beispiel gewählt hat, die Zahl der Kapitalisten, der Gross- und Kleinkapitalisten sich in Wirklichkeit nicht vermehrt hat.⁷⁾

Hat man sich dann über den Effekt dieses Gesetzes der deutschen Metaphysik getäuscht? so fragte der Russe spottend, dieses Gesetzes . . . der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige?

Tscherkesow setzt seine Bedenken in der Zeitschrift: Les Temps Nouveaux⁸⁾ weiter auseinander und formulirt sie meiner Ansicht nach ganz richtig in folgendem Satze: Sie können doch aber nicht bestreiten, sagt man mir, dass die Kapitalien, sowohl Aktienkapitalien wie einzelne Kapitalien, sich agglomeriren. Jawohl, sie agglomeriren sich, sie konzentriren sich sogar, wenn Sie wollen. Nur hat diese Konzentration nichts gemein mit der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige, wie das Marxsche Gesetz es verlangt. An die Stelle der Expropriation ist ein Zusammenströmen, eine Assoziation von Kapitalien zum Zwecke, der grösstmöglichen Profiterzielung für die an der Genossenschaft, an der Unternehmung theilnehmenden Kapitalisten getreten.

Freilich fängt auch meiner Meinung nach der Irrthum von Marx dort an, wo er — die wirkliche Entwicklung der Gesellschaft bei Seite lassend — ihre vermeintliche Entwicklung nach den Regeln der Dialektik im eignen Hirn weiter zu führen beginnt. Zwar zeigt sich überall eine Konzentration in der kapitalistischen Produktion, jedoch die Periode von 1860 bis zum heutigen Tage war lang genug, um uns zu zeigen, dass andererseits diese selbe Entwicklung ganz neue Bedürfnisse bei der Masse des Volkes hervorrief und die bestehenden Bedürfnisse, zu deren Befriedigung wieder neue kapitalistische Unternehmungen nöthig waren, vermehrte; terner dass der immer mehr sich entwickelnde Kapitalismus ganze Länder auf die Bühne der Weltproduktion brachte, Länder in den Vordergrund rückte, die in den sechziger Jahren als Produzenten für den Weltmarkt noch keine bedeutende Rolle spielten. Länder wie Indien, Japan, Brasilien erschienen nebst Australien und den Vereinigten Staaten als Konkurrenten gegen die europäischen Staaten: England, Frankreich, Deutschland, Russland.

Marx hat zwar die neuen Konkurrenten unter den Nationen vorausgesehen, allein er war blind für die Thatsache, dass ihr Erscheinen auf dem Terrain des internationalen Wettstreites die ganze dialektische Theorie von der Expropriation der grösseren Masse der Unternehmer durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft selbst über den Haufen werfen würde. Und nun können wir die Frage bei Seite lassen, ob nicht die Trusts, die grossen Kartelle der Unternehmer wieder neue Phänomene auf dem internationalen Markte bilden; wir haben uns hier nicht in die Frage zu vertiefen, wie viele kleine Unternehmer, Fabrikanten, Kaufleute, Bankiers u.s.w. ruiniert werden würden durch den Bankerott z. B. der einzelnen Firma Rothschild. Falls wir auf diesem Gebiete unsere Untersuchungen weiter zu führen die Absicht hätten, würde es uns nicht leicht werden, nachzuweisen, dass der Einfluss des Hauses Rothschild am Ende des XIX. Jahrhunderts grösser sei, als z. B. derjenige des Hauses Fugger zur Zeit Karls V.

Auf jeden Fall irrt Karl Marx in seinem Schlusse, zu welchem die Hegelsche Dialektik ihn verleitet hat, dass die Zahl der Kapitalisten sich vermindert, und dass das Proletariat unserer modernen Staaten in dem internationalen Expropriationsprozess sich einer beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten gegenüber befinden würde.

⁷⁾ Man vergleiche für Preussen den oben zitierten Artikel von Ed. Bernstein in der Neuen Zeit, für Belgien den ebenfalls zitierten Artikel des Emile Vandervelde. Tschersow selbst hat später in einigen Artikeln in den Temps Nouveaux seine Untersuchungen erweitert.

⁸⁾ Les Temps Nouveaux. Jahrgang 1897. No. 13.

Das Alles hat sich Karl Marx scheinbar im eigenen Kopf zurecht gemacht, von dem Gedanken ausgehend, dass nun einmal ein Struggle for life zwischen den Unternehmern unter einander existire, wobei dann die Aussichten für die grösseren Unternehmer ungleich günstiger sein mussten, als für die kleineren. Marx hatte aber nicht die Gelegenheit, in der Wirklichkeit zu beobachten, welche einen ganz ausserordentlichen Aufschwung die Entwicklung der Gesellschaft eben durch diesen Konkurrenzkampf nehmen würde, er konnte auch jenen andern Ausweg für das Kleinunternehmerthum nicht sehen, der demselben durch die Möglichkeit geboten wurde, sich einem andern Industriezweige zuzuwenden, nachdem es von dem vorigen verdrängt worden; es sind ganz neue Zweige der Kleinindustrie entstanden, z. B. konnte sich der Kleingärtnerbetrieb für die Kultur bestimmter Gewächse (Gemüse, Früchte) dem auf kapitalistischer Basis organisirten agrarischen Grossbetriebe gegenüber aufrechterhalten.

III.

Am deutlichsten tritt der Fehler von Marx, sich die ganze Entwicklung in seinem Kopfe abspielen zu sehen, ohne fortgesetzt auf dem Boden der empirischen Untersuchung zu bleiben, da zu Tage, wo die dialektische Methode es eventuell erfordert, dass die Zahl der Privatkapitalisten sich nicht nur nicht vermindert, sondern sogar vergrössert.

Mit der gleichen Leichtigkeit, mit der er das eine Mal die Verminderung der Zahl der Kapitalmagnaten voraussetzt, schliesst er das andere Mal auf das Gegentheil. Von grosser Bedeutung ist in dieser Hinsicht der 1894 erschienene dritte Band des Kapital. Wir werden hier das 13. Kapitel des ersten Theiles dieses Bandes verfolgen.

Marx behandelt daselbst das Gesetz des tendenziellen Falles der Profitrate. In keinem andern Abschnitte seines Werkes tritt vielleicht der Fehler seiner dialektischen Methode so deutlich hervor, wie gerade hier.⁹⁾

Es ist bekannt, dass Karl Marx, wie andere Oekonomen vor ihm, den neuen Werth, den die Arbeit dem Arbeitsgegenstand zusetzt, in zwei Theile theilt: in den einen Theil, welcher zum Unterhalt des Arbeiters erforderlich ist (den Arbeitslohn), und den andern Theil, den der Kapitalist an sich zieht (den Mehrwerth). Er nennt dabei den Arbeitslohn (erforderlich für Hand- und Geistesarbeit) variables Kapital, neben diesem braucht der Kapitalist zum Produktionsprozess das constante Kapital (Maschinerie, Rohmaterial und Hilfsstoffe).

Den Mehrwerth dividirt durch das variable Kapital (Arbeitslohn) $\frac{m}{v}$ nennt er die Rate des Mehrwerths; diesen selben Mehrwerth dividirt durch das Gesamtkapital (C) — constantes Kapital (c) und variables Kapital (v) — nennt er die Profitrate (p').

$$\text{Also } p' = \frac{m}{C} \text{ oder } = \frac{m}{c + v}.$$

Und nun fängt Marx sein Kapitel über den tendenziellen Fall der Profitrate an:

Wäre die Rate des Mehrwerths = 100 %, so würde sie sich jedoch in sehr verschiedenen Profitraten ausdrücken, je nach dem verschiedenen Umfang des constanten Kapitals c und damit des Gesamtkapitals C, da die Profitrate = $\frac{m}{C}$. Ist die Mehrwerthsrate = 100 %, so findet Folgendes statt:

⁹⁾ Zwar muss bemerkt werden, dass Marx' Freund Friedrich Engels diesen dritten Band des Kapital gesammelt, geordnet und ausgearbeitet hat und dass Viele in diesem Bande dem Bearbeiter nur in erstem Entwurfe vorlag und so zu sagen nur als Torso da war. Man ist leicht geneigt sich zu fragen, ob Marx Alles das hätte stehen lassen, was hier als seine Arbeit vorliegt.

$$\begin{aligned} \text{Wenn } c = 50, v = 100, \text{ so ist } p' &= \frac{100}{150} = 66\frac{2}{3} \% \\ \text{„ } c = 100, v = 100, \text{ „ „ } p' &= \frac{100}{200} = 50 \% \\ \text{„ } c = 200, v = 100, \text{ „ „ } p' &= \frac{100}{300} = 33\frac{1}{3} \% \\ \text{„ } c = 300, v = 100, \text{ „ „ } p' &= \frac{100}{400} = 25 \% \\ \text{„ } c = 400, v = 100, \text{ „ „ } p' &= \frac{100}{500} = 20 \% \end{aligned}$$

Folglich:

Dieselbe Rate des Mehrwerthes, bei unverändertem Exploitationsgrad der Arbeit, würde sich so in einer fallenden Profitrate ausdrücken, weil mit seinem materiellen Umfang, wenn auch nicht im selben Verhältniss, auch der Werthumfang des constanten und damit des Gesamtkapitals wächst.¹⁰⁾

Nimmt man nun ferner an, so fährt Marx wörtlich weiter fort, dass diese graduelle Veränderung in der Zusammensetzung des Kapitals sich nicht bloss in vereinzeltten Produktionsphären zu trägt, sondern mehr oder weniger (!) in allen, oder doch in den entscheidenden Produktionsphären, dass sie also Veränderungen in der organischen Durchschnittszusammensetzung des einer bestimmten Gesellschaft angehörigen Gesamtkapitals einschliesst, so muss dies allmähliche Anwachsen des constanten Kapitals, im Verhältniss zum variablen, nothwendig zum Resultat haben, einen graduellen Fall in der allgemeinen Profitrate bei gleichbleibender Rate des Mehrwerths oder gleichbleibendem Exploitationsgrad der Arbeit durch das Kapital. Was nun Karl Marx so für sich entdeckt zu haben meint und was er im eigenen Gehirn weiter ausgesponnen hat, das ist nun, so erzählt er uns weiter, in der That Dasjenige, was uns die heutige Gesellschaft in ihrer wirklichen Entwicklung zeigt.

Es ist doch eben ein Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise, dass mit ihrer Entwicklung eine relative Abnahme des variablen Kapitals im Verhältniss zum constanten Kapital stattfindet. Mehr noch: Es ist ebenso nur ein anderer Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit, die sich gerade darin zeigt, dass vermittelt der wachsenden Anwendung von Maschinerie und fixem Kapital überhaupt mehr Roh- und Hilfsstoffe von derselben Anzahl Arbeiter in derselben Zeit, d. h. mit weniger Arbeit, in Produkte verwandelt werden.

Die progressive Tendenz der allgemeinen Profitrate zum Sinken ist also nur ein der kapitalistischen Produktionsweise eigenthümlicher Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit.

Die im Eingang hypothetisch aufgestellte Reihe drückt also die wirkliche Tendenz der kapitalistischen Produktion aus.

Wir haben hier vor Allem auf diese Vorliebe zur Generalisirung unser Augenmerk zu richten, auf diese Neigung alle Erscheinungen von demselben Gesichtspunkte aus zu betrachten; dieser Generalisationstrieb ist wieder als Resultat derselben fatalen Methode des Arbeitens aufzufassen.

Auch diesmal duldet die Formulirung Marx' keine Ausnahme. Sie ist Gesetz. Das Phänomen, das Marx wahrgenommen zu haben scheint, ist ein allgemeines und, wie er ausdrücklich hervorhebt, es ist unabhängig von der Spaltung des Profits in verschiedene

¹⁰⁾ Das Kapital. Dritter Band, erster Theil, pag. 191.

Theile, die verschiedenen Kategorieen von Personen zufallen (in der Form von industriellem und kommerziellem Profit, von Zins und Grundrente).

In jedem Falle und überall sinkt durch die relative Zunahme des constanten Kapitals im Verhältniss zum variablen die allgemeine Profitrate. Wäre dem nun wirklich so, so sollte in denjenigen Ländern, wo die Agrikultur die Hauptexistenz des Volkes ausmacht, und wo das Verhältniss vom constanten zum variablen Kapital ein ganz anderes ist als in den industriellen Ländern, vielmehr eine Tendenz der allgemeinen Profitrate zum Steigen wahrzunehmen sein, insoweit da in den letzten Jahrzehnten ein schnelles Sinken des Grund- und Bodenwerths (des constanten Kapitals) zusammentrifft mit unveränderten oder wenigstens relativ weniger sinkenden Arbeitslöhnen (variables Kapital), welche letzteren unter dem Landbauproletariat schon bis zu dem Hungerseil hinuntergedrückt sind und schwerlich noch mehr gedrückt werden können.

Ungeachtet aller Restriktionen, die Marx selbst macht, wenn er bemerkt (s. oben), dass das Phänomen mehr oder weniger in allen, oder doch in den entscheidenden Produktionssphären sich zu manifestiren hat, so kann er doch nicht der Kritik entkommen, dass der Entwicklungsprozess der Gesellschaft in der Wirklichkeit ein weit komplizirterer ist, als seine hypothetisch aufgestellten Formülen es uns vorhielten.

Marx selbst macht schon die Bemerkung, dass damit nicht gesagt ist, dass die Profitrate nicht auch aus anderen Gründen vorübergehend fallen kann, aber dies verhindert ihn nicht im eigenen Kopf das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate weiter fortzuspinnen, in der Meinung, dass die wirkliche Entwicklung der Gesellschaft damit wohl gleichen Schritt halten resp. damit identisch sein wird.

Verfolgen wir das Gesetz bei Marx weiter:

Indem die Profitrate sinkt, muss dem Privatkapitalisten eine immer steigende Masse variablen Kapitals zur Verfügung stehen, damit er den Produktionsprozess weiter zu führen im Stande ist. Die Kapitalien, unter den Privatkapitalisten in Bewegung gesetzt, bewirken eine stets wachsende Masse von Arbeit und damit auch von Mehrarbeit. Der Zustand, wie Marx dann weiter behauptet, ist folgender: Beides, sowohl variables wie constantes Kapital, vermehren sich, absolut genommen, allein das letztere (das constante Kapital) wächst schneller als das erstere (das variable Kapital).

Der kapitalistische Produktionsprozess ist zugleich Akkumulationsprozess.

Und so haben wir nun das Gesetz bald fertig in dieser Form:

Im Fortschritt des Produktions- und Akkumulationsprozesses muss also die Masse der aneignungsfähigen und angeeigneten Mehrarbeit und daher die absolute Masse des vom Gesellschaftskapital angeeigneten Profits wachsen. Aber dieselben Gesetze der Produktion und Akkumulation steigern mit der Masse den Werth des constanten Kapitals in zunehmender Progression rascher als den des variablen, gegen lebendige Arbeit umgesetzten Kapitaltheils. Dieselben Gesetze produziren also für das Gesellschaftskapital eine wachsende absolute Profitmasse und eine fallende Profitrate.

Das Räthsel ist jetzt gelöst. Aber sehen wir unter welchen Umständen.

Marx konstatirt ausdrücklich, dass, wenn das von ihm aufgestellte Gesetz der gesellschaftlichen Entwicklung wahr sei, dieser Entwicklungsgang nothwendigerweise bedingen müsse Arbeitsprozesse auf steigend grösserer Stufenleiter und damit in grösseren Dimensionen und dementsprechend steigende Kapitalvorschüsse für jedes einzelne Etablissement.

Und er formulirt es jetzt folgendermassen:

Wachsende Konzentration der Kapitale (*begleitet zugleich, doch in geringerem Maass, von wachsender Zahl der Kapitalisten*) ist daher sowohl eine

ihrer (d. h. der kapitalistischen Produktion und Akkumulation) materiellen Bedingungen wie eines der von ihr selbst produzierten Resultate.

Also, wir konstatiren: Als die Verwandlung des kapitalistischen Eigenthums in gesellschaftliches als von selbst sich vollziehend vorgestellt werden musste und dabei als ungleich weniger schwierig, langwierig und hart, als die Verwandlung des zersplitterten Privateigenthums in kapitalistisches, da schlug je ein Kapitalist viele todt und bedingte der Entwicklungsgang der kapitalistischen Produktion die Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige, was also zu einer beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten führte. (Siehe oben)

So forderte es die dialektische Methode.

Jetzt aber, wo das Phänomen eines tendenziellen Falls der Profitrate bei wachsender Profitmasse konstatiert werden muss, jetzt wo es also nothwendig ist, eine fortschreitende relative Zunahme des constanten Kapitals und damit des Gesamtkapitals im Verhältniss zum variablen stattfinden zu lassen, jetzt wird ein *Anwachsen der Zahl der Kapitalisten* zugestanden, sei es dann auch — denn die Dialektik versteht das Geben und Nehmen — dass die Zahl dieser Kapitalisten *in geringern Maass* zunimmt, als die Konzentration des Kapitals stattfindet.

So verurtheilt die dialektische Methode hier sich selbst!

Was ist doch eine Menschengesellschaft für ein widerspenstiger Organismus. Auch Marx selbst musste es schliesslich merken, wie wenig die Gesellschaft dem in seinem Kopfe ausgearbeiteten Gesetz folgte. Für das nach der dialektischen Methode von Marx aufgestellte Wachstum des variablen Kapitals (der Arbeitslöhne) und das im Verhältniss zu diesem noch schnellere Wachsen des constanten Kapitals innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft ist eine durch die Entwicklung des Kapitalismus bedingte, stetige Vermehrung der Arbeiterbevölkerung etwas absolut Nothwendiges.

Thut nichts, Marx weiss Rath. Er sagt:

In diesem Wachstum der Produktionsmittel ist aber eingeschlossen das Wachstum der Arbeiterbevölkerung, die Schöpfung einer dem Surpluskapital entsprechenden und sogar seine Bedürfnisse im Ganzen und Grossen stets überfluthenden Bevölkerung und daher Ueberbevölkerung von Arbeitern. Ein momentaner Ueberschuss des Surpluskapitals über die von ihm kommandirte Arbeiterbevölkerung würde in doppelter Weise wirken. Er würde einerseits durch Steigerung des Arbeitslohns, daher Milderung der den Nachwuchs der Arbeiter decimirenden Einflüsse und Erleichterung der Heirathen die Arbeiterbevölkerung allmählich vermehren, andererseits aber durch Anwendung der Methoden, die den relativen Mehrwerth schaffen (Einführung und Verbesserung von Maschinerie), noch weit rascher eine künstliche, relative Ueberbevölkerung schaffen, die ihrerseits wieder — da in der kapitalistischen Produktion das Elend Bevölkerung erzeugt — das Treibhaus einer wirklichen raschen Vermehrung der Volkszahl ist. Aus der Natur des kapitalistischen Akkumulationsprozesses — der nur ein Moment des kapitalistischen Produktionsprozesses ist — folgt daher von selbst, dass die gesteigerte Masse der Produktionsmittel, die bestimmt sind, in Kapital verwandelt zu werden, eine entsprechend gesteigerte und selbst überschüssige exploitirbare Arbeiterbevölkerung stets zur Hand findet.¹¹⁾

Dieses Raisonement zeigt wieder, meine ich, dieselben Fehler als Folgen der Methode, die wir oben schon beobachten konnten. Ich habe dagegen folgendes einzu-

¹¹⁾ Das Kapital. Dritter Band, pag. 198 und 199.

wenden: Erstens frage ich mich, wie es möglich war, dass Marx hier von einer vom Surpluskapital kommandirten Arbeiterbevölkerung reden konnte, was ich doch nicht anders aufzufassen in der Lage bin, als dass die Arbeiterbevölkerung wächst oder fällt mit dem Surpluskapital. Es mag dann sein, dass hier die Arbeiterbevölkerung kraft der dialektischen Methode nothwendigerweise vorgestellt werden musste als vom Kapital (dem Surpluskapital) kommandirt, allein ich weise darauf hin, wie scharf und nachdrücklich Marx die Theorie des sogenannten Arbeitsfonds der bürgerlichen Oekonomie (von Jeremias Bentham, Mac Culloch, John Stuart Mill u. A.) die er hier selbst wieder aufzuwärmen anfängt, an anderer Stelle angefochten hat.¹²⁾

Noch mehr wundere ich mich, wenn ich sehe, wie Marx auseinandersetzt, dass durch Steigerung des Arbeitslohnes, die eine Milderung der den Nachwuchs der Arbeiter decimirenden Einflüsse und Erleichterung der Heirathen bedingt, die Arbeiterbevölkerung allmählich sich vermehren sollte. Aber das heisst doch schon die Malthussche Lehre aufs Neue zu Ehren bringen! Und auch hier glaube ich zu der Annahme berechtigt zu sein, dass es die dialektische Methode, die „umgestülpte“ Hegelsche Dialektik war, die so gebietend forderte, dass die Arbeiterbevölkerung sich vermehren sollte durch Steigerung des Arbeitslohns.

Allein als Marx diese Worte niederschrieb, war ihm doch gewiss die Kritik entgangen, die er einmal im ersten Band seines Kapital dem Malthusianismus entgegenstellte: Eine schöne Bewegungsmethode dies für die entwickelte kapitalistische Produktion! Bevor infolge der Lohnerhöhung irgend ein positives Wachstum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber und abermal abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muss.¹³⁾

Marx sprach an dieser Stelle über den Zustand des Weltmarktes in den sechziger Jahren, als er sein Kapital schrieb; d. h. zu einer Periode mit annähernd zehnjährigen Krisen. Dieser zehnjährige Cyklus ist vorüber; der Weltmarkt nivellirt Alles, und es scheint sich allmählich eine Krisis vorzubereiten, ungleich akuter als je zuvor, ein allgemeiner Krach nach einer langjährigen internationalen Entwicklung von Handel und Industrie auf riesenhafter Stufenleiter.

Jedenfalls stehen diese beiden Stellen, worin über den Einfluss der steigenden Arbeitslöhne auf das Wachstum der Arbeiterbevölkerung gesprochen wird, mit einander direkt im Widerspruch.

Persönlich halte ich es mit dem letzten Zitat. Ich meine auch, dass bevor eine Steigerung der Arbeitslöhne ihren Einfluss auf das Wachstum einer neuen Arbeitergeneration auszuüben im Stande wäre, diese Steigerung selbst schon seit Jahren eine geschichtliche Thatsache sein müsste, und ich glaube, dass nur die strenge Anwendung der Hegelschen Methode Marx im dritten Bande seines Kapital zu so ganz sonderbaren Konsequenzen veranlasste.

Ich frage weiter (ich spreche immer noch von meinem Bedenken in Betreff des oben-erwähnten Zitats), ob ich richtig lese, wenn ich in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen erstens erfahren muss, dass Steigerung des Arbeitslohnes die Arbeiterbevölkerung allmählich vermehren würde, um später zu vernehmen, dass auch durch das Elend der Arbeiterbevölkerung (in unserer kapitalistischen Gesellschaft doch infolge des Sinkens der Arbeitslöhne) eine künstliche, relative Ueberbevölkerung geschaffen werden kann. Letzteres kraft der von Marx aufgestellten Hypothese, dass in der kapitalistischen Produktion das Elend Bevölkerung erzeugt.

¹²⁾ Vergl.: Das Kapital. Erster Band, 22. Kapitel. 5. Der sogenannte Arbeitsfonds.

¹³⁾ Das Kapital. Erster Band. Dritte Aufl. pag. 655.

Aber erzeugt dann Alles Bevölkerung, so frage ich, wenn nur die Erzeugung von Bevölkerung und Ueberbevölkerung nöthig zu sein erscheint laut der dialektischen Methode?

Und ist es wohl Wahrheit, dass das Elend Bevölkerung erzeugt, wohl verstanden, das was Marx selbst einmal nannte (siehe oben) eine wirklich arbeitsfähige Bevölkerung? Oder werden die vom Elend erzeugten Unglückseligen nicht vielmehr für die Arbeit im Grossen und Ganzen untaugliche Paupers sein? Solche Armen, von denen Adam Smith in seinem Werke: Ueber den Reichthum der Völker so trefflich gesagt hat, dass sie grossentheils jung sterben, ohne zum Wachsthum zu kommen.¹⁴⁾

IV.

Um zu resumiren: Marx ist kaum 15 Jahre todt. Der erste Band seines Hauptwerkes ist vor dreissig Jahren, der dritte und letzte Band vor kaum vier Jahren erschienen. Und jetzt schon erscheinen uns seine Doktrinen in mancher Hinsicht veraltet.

Nach dieser kurzen Kritik, welcher ich die Frage der Konzentration des Kapitals unterworfen habe, nur um ein Beispiel und zwar das am meisten charakteristische zu wählen, muss es dem gründlichen Kenner des Marxschen Systems klar geworden sein, dass die Entwicklung der Gesellschaft einen ganz anderen Weg genommen hat, als Marx es ihr voraussagte.

Dem aufmerksamen Beobachter muss es ebenfalls auffallen, dass die dialektische Methode, die Hegelsche Philosophie, welche Marx zur Aufstellung seiner im Grunde falschen Hypothese von der Konzentration der Kapitalien gebracht hat, ihn noch dazu bringt, seine eigene Doktrin wieder zu verwerfen, wenn sie nicht mehr in den Rahmen seiner Philosophie passt.

Diese dialektische Methode, welche in gewisser Beziehung die Kraft, das Rückgrat des ganzen ökonomischen Systems Karl Marx' ausmacht, bildet zu gleicher Zeit auch seine schwache Seite, den Punkt, wo es verwundbar ist, und die Ursache, weshalb jetzt schon seine Doktrin den Keim des Verderbens zeigt. Es geht mit der Dialektik, wie es ehemals im Mittelalter mit der Scholastik gegangen. Dasjenige, was ihre Kraft ausmacht, bereitet zugleich ihren Untergang vor. Ihre Entwicklung leitet zu ihrer eigenen Negation.

Freilich, dies hier ist auch Dialektik. Es ist die Dialektik, welche die Dialektik tödtet.

Sozialdemokratie und Naturheilkunde.

Von
Hermann Weyl.
(Berlin.)

In seiner Abhandlung über das Denken in der Medizin sagt Professor Helmholtz etwa Folgendes:

In der Medizin wird noch bis heute viel zu wenig geforscht und gedacht, sondern nur empirisch gehandelt und blind geglaubt und des Menschenlebens und Glückes unendlich viel geopfert, und das, was für Wissenschaft ausgegeben wird, sind bereits abgestorbene oder absterbenswerthe Glaubenssätze.

¹⁴⁾ But poverty, though it does not prevent the generation, is extremely unfavourable to the rearing of children. The tender plant is produced, but in so cold a soil, and so severe a climate, soon withers and dies. It is not uncommon. I have been frequently told, in the Highlands of Scotland for a mother who has borne twenty children not to have two alive. (Wealth of Nations. B. I, Ch. VIII.)

Je mehr, so fährt er fort, die medizinischen Schulen mit den anwachsenden Kenntnissen ins Gedränge gerathen, desto mehr steifen sie sich auf alte Autoritäten, desto intoleranter werden sie gegen Neuerungen; jeder Gegner kann ihnen nur als dumm und schlecht erscheinen, und die Polemik wird nach einer alten Regel um so leidenschaftlicher und persönlicher, je unsinniger der Boden ist, der vertheidigt wird.

Beim Studium der gegen die Naturheilkunde veröffentlichten Litteratur habe ich gefunden, dass die Naturheilkunde in ihrem Verhältniss zur Schulmedizin dasselbe Schicksal erlebt, das Helmholtz uns hier vorführt.

Was ist denn das: Naturheilkunde? Wir sollen darunter eine Lehre verstehen, die den natürlichen, vom Organismus als sogenannte Reaktion fast bei jeder Erkrankung eingeleiteten Heilungsprozess möglichst unterstützen und fördern soll. Der Name stammt von Laien, nicht von zünftigen Aerzten her; diese haben die Naturheilkunde insofern in den schärfsten Gegensatz zu der von den Universitäten herab gelehrten Schulmedizin gestellt, als sie behaupten, dass die Naturheilkunde, zum Unterschiede von der Medizin, welche ihre heilenden Wirkungen auf den Krankheitsprozess durch Medikamente und chemische Stoffe und durch operative Eingriffe auszuüben versucht, ohne diese Mittel grössere Erfolge zu erzielen vermag.

Es können allerdings sehr wohl operative Eingriffe, medikamentöse Anwendungen erforderlich sein: bei den meisten Erkrankungen jedoch werden hydropathische, mechanische, diätetische Maassnahmen schneller und sicherer und ohne schädliche Nebenwirkung zum Ziele führen. Die vernünftige Naturheilkunde hat noch nie die thörichte Behauptung aufgestellt: sie heile sogenannte unheilbare Krankheiten, sie bedürfe keiner Diagnose; gerade die physikalisch-diätetische Methode behandelt nie Symptome, nie die Krankheit, stets den Kranken. Wir bekennen, dass alles Genesen im Wesentlichen auf ein vernünftiges diätetisches Verhalten und auf die eigene Heilkraft der Natur zurückzuführen ist. Es ist richtig, dass lange Jahre hindurch, bis in die letzte Zeit hinein, nur Laien das Naturheilverfahren betrieben haben. Die natürlichen Heilfaktoren, Wasser, Licht, Luft, Ernährung, Massage sind von ihnen zuerst als sicher und schneller gegen gewisse Krankheiten wirkend angewandt worden. Laien haben zuerst diese ganze Art der Behandlung in ein System gebracht. — Ja, es ist eine eigenartige Sache mit den Laien: Auf allen Gebieten der Kunst, Technik, Wissenschaft haben Autodidakten bahnbrechende Entdeckungen gemacht; auf dem Gebiete der Medizin giebt es eine Reihe von Laien, deren Bedeutung ohne Weiteres von approbirten Medizinern anerkannt werden muss, insofern, als das, was sie gefunden, wenigstens was den Kern betrifft, in den Heilschatz der modernen Medizin übergegangen ist. Ich erinnere nur an den Bauern Priessnitz, von den Lebenden an Hessing, der so Manchen, der nach vergeblich angewandter ärztlicher Kunst ihn als letzte Zuflucht aufsuchte, geheilt hat; z. B. verdankt Genosse Vollmar dem „Pfuscher“ Hessing sein gegenwärtiges Wohlbefinden. Ich erinnere weiter an den schwedischen Major Thure-Brandt, ferner an Kneipp.

Dass natürlich nicht jeder Schneider und Schuster, der sich als Spezialist für dieses oder jenes Leiden aufthut, anerkannt werden sollte, ist selbstverständlich. Andererseits aber behaupte ich, dass die approbirten Aerzte, wenn sie nicht vorurtheilsvoll und verständnisslos ohne Prüfung Alles abgelehnt hätten, was von Seiten der Laien auf medizinischem Gebiete kam, längst die Spreu vom Weizen

gesondert und dem Kurfuscherthum das Wasser abgegraben haben würden. Gerade auf unserm Gebiete, wo man noch so sehr im Dunkeln umhertappt, sollte man unbefangen mit offenem Blick Alles prüfen, was zur Bereicherung unseres ärztlichen Wissens und Könnens dienen könnte, ganz gleich, ob es von einem approbirten Arzt oder von einem sogenannten „Pfuscher“ kommt.

Die approbirten Aerzte, welche für die grundsätzliche Berechtigung einer arzneilosen Behandlung eintreten, haben unter dem Vorurtheil ihrer Kollegen zu leiden, die nichts als Profitsucht, Heuchelei und gemeingefährlichen Betrug hinter diesen Bestrebungen sehen.

In der letzten Zeit haben aber auch hervorragende Vertreter der Schulmedizin eine anerkennenswerthe Stellung gegenüber dem Naturheilverfahren genommen. Aus einer Broschüre von Professor Huoppe in Prag citire ich einige der prägnantesten Stellen:

Die Naturheilkunde hat die hygienischen Heilfaktoren hochgehalten, während dieselben in der Schulmedizin weniger gepflegt wurden und vorübergehend ganz in Vergessenheit gerathen waren. Die ganze Naturheilkunde wird uns mit ihren volksthümlichen Erfolgen sofort verständlich, wenn wir sie als Theilerscheinung der hygienischen Bestrebungen erkennen, die der Medizin unseres Jahrhunderts ihre wichtigste Besonderheit verliehen haben. Die Ursachen der Gesundheitsstörungen und Krankheiten zu erkennen, ist die wissenschaftliche Aufgabe der Gesundheitslehre. Durch Verhüten dieser Störungen und Krankheiten dieselben zu vermeiden und durch Beseitigung der Krankheitsanlagen und Erziehung zur Gesundheit leistungsfähigere Geschlechter heranzuziehen, ist die Aufgabe der Gesundheitspflege. Das Verhüten der Krankheit ist die beste Art der Heilung derselben, wie in den letzten Jahren nach harten Kämpfen der Hygieniker um diese Anerkennung einige hervorragende Kliniker rückhaltslos zugegeben haben. Aber dies Verständniss ist allerjüngsten Datums. Viele Krankheiten verlaufen ohne Medikamente besser als mit Verschreiben und Vielgeschäftigkeit. Der Bauer Priessnitz hat dies zuerst erkannt und durch Einwirkung auf die Krankheitsanlagen durch einfache Heilfaktoren wie Wasser, Luft, einfache Diät grossartige Erfolge erzielt.

Und an anderer Stelle: Diese einfachen Heilmittel wirken durch Vermittelung des Stoffwechsels derart ein, dass sie die Krankheitsanlagen herabsetzen, die Seuchenfestigkeit erhöhen. Man sollte deshalb erwarten, dass die Erziehung der Aerzte darauf gebührend Rücksicht nehme, das ist aber leider nicht der Fall, und so klafft hier ein Riss zwischen Wissen und Können, und dies erlaubt den Naturärzten leider sehr oft, Heilungen zu erzielen, wo die Aerzte nicht geholfen haben. —

Die Frage, wie es kommt, dass die Aerzte vielfach mit grosser Gehässigkeit dem arzneilosen Heilverfahren gegenüberstehen, beantwortet er dahin, dass er sagt:

Der Markt wird neuerdings wieder mit Mitteln überschwemmt, von denen nur selten eines sich wirklich erprobt. Gerade dieser Umstand, dass viele Aerzte mehr im Interesse der chemischen Fabriken als im Interesse der Kranken thätig zu sein scheinen, führt der Naturheilmethode neuerdings wieder viele Anhänger zu.

Weiter.

Es ist für die Schulmedizin ein grosses Unglück, dass die wichtigsten Heilfaktoren im Schulunterrichte die gebührende Beachtung noch nicht gefunden haben, dass fort und fort denkende Aerzte in einen Gegensatz zur Schulmedizin

gerathen, dass noch fort und fort Laien im Heilen von Krankheiten den Aerzten erfolgreiche Konkurrenz machen können und zum Schluss sagt er:

Bei uns waren die Vertreter der Naturheilkunde eine Zeit lang fast die alleinigen zielbewussten Förderer der persönlichsten Gesundheitspflege. Indem sie durch vorbeugende Anwendung der hygienischen Mittel bereits in den Tagen der Gesundheit auf die noch nicht erkrankten Familienglieder einzuwirken suchten, haben sie die hygienischen Bestrebungen, in denen der bessere Theil der Heilungen liegt, oft tüchtig gefördert.

Ein anderer anerkannter Weise hervorragender Vertreter der sogenannten Schulmedizin, Professor Kussmaul, hat im Jahre 1892 eine Broschüre geschrieben über die Frage, woher es wohl komme, dass in dem gegenwärtigen ärztlichen Stand eine Misère herrsche, die Manche glauben dadurch beseitigen zu können, dass man aus der Reichs-Gewerbeordnung den Paragraphen beseitigt, der da auch den Laien gestattet, als Heilkünstler thätig zu sein. Professor Kussmaul meint, das sei nicht der richtige Weg, und er führt in dieser seiner Broschüre aus:

Es lässt sich nicht leugnen, der Glaube an das Rezept ist bei den Gebildeten im Niedergange, und die Zuversicht zu diätetischen Kurmethoden und der Heilkraft des Wassers im Steigen. Auch die unteren Schichten beginnen einzusehen, wie viel sich mit Luft, Wasser und Regelung der Lebensweise ohne Arznei ausrichten lässt; in weiten Kreisen ist sogar ein Misstrauen gegen die Arzneimittel, selbst die wirksamsten, herrschend geworden. Es ist namentlich das Wasser, das sich als Heilmittel ein stetig wachsendes Vertrauen errang und wie kein anderes in mannigfach wechselnder Temperatur und Form der Anwendung den verschiedensten Kurzwecken dienstbar gemacht werden kann. Je nachdem es mit richtiger Auswahl des Verfahrens geschickt benutzt wird, regelt es den Kreislauf und die Vertheilung des Blutes, die Wärmebildung und den Stoffwechsel und beeinflusst Athmung und Nerven. Die Wasserbehandlung ist über die Kinderjahre hinaus, wo sie noch auf schwachen Beinen strauchelte und nicht selten ebenso grossen Schaden stiftete, als Missgriffe in der Arzneibehandlung. Eine geläuterte Erfahrung und physiologische Einsicht haben sie stark und sicher gemacht. Unzweifelhaft vermag das Wasserheilverfahren im Bunde mit der Diätetik in zahllosen akuten und chronischen Krankheitsfällen Heilung zu bringen oder den Gang der Heilung zu unterstützen.

Von Hydrotherapie versteht der junge Arzt, wenn er die Universität verlässt, so gut wie nichts. Er perkutirt und auskultirt mit grosser Sicherheit, er unterscheidet mit bewaffnetem Auge mindestens ein Dutzend Bakterien und kennt sich in der chemischen Küche vortrefflich aus, die Morphiumspritze begleitet ihn treu auf allen seinen Wegen; er ist nicht nur grundgelehrt, es beseelt ihn auch ein heisser Drang, zu kurieren und zu helfen. Leider widerfährt dem Einen und Anderen bald ein ärgerliches Missgeschick, beschämt sieht er einen unappöbirten Wasserdoktor eine glückliche Kur verrichten, die ihm nicht gelungen ist. Bestürzt, tieferschütttert in seinem Vertrauen zu der wissenschaftlichen Heilkunst, zieht er ins Lager der rohen Empirie. — Hier klafft in der Schulung unserer Aerzte eine breite Lücke, hier liegt die wirkliche Ursache ihrer Schwäche in dem Wettbewerb um die Gunst des Publikums mit den Laien, die vermöge angeborener Begabung oder dazu abgerichtet sich Erfahrungen im Wasserheilverfahren erworben haben, und hier müsste eine Revision der Studienordnung vor allen Dingen den Hebel ansetzen.

Dieses Zitat ist wieder ein Beweis gegen die vielfach gehörte Einwendung, dass die Aerzte stets das Wasserheilverfahren angewendet hätten. Es soll demnächst hier an den preussischen Hochschulen ein Lehrstuhl für Wasserbehandlung und mechanische Heilmethoden eingerichtet werden. Ja, wenn das erst eingerichtet werden soll, so ist es doch klar, dass die Aerzte bisher von allen diesen Dingen auf den Universitäten keine Kenntniss erhalten haben.

Noch eine Thatsache möchte ich für die Berechtigung meiner Ausführungen anführen. Ich glaube nicht aus der Schule zu plaudern, wenn ich hier zwei Sätze anführe aus einem Prospekt, der im April dieses Jahres an die Aerzte Deutschlands erging. Er bezieht sich auf die Herausgabe einer Zeitschrift für diätetisch-physikalische Therapie, die ja im Wesentlichen auf das hinauskommt, was man früher als Naturheilverfahren bezeichnet hat. Eine solche Zeitschrift wird gegenwärtig herausgegeben von anerkannten Meistern auf dem Gebiete der sogenannten Schulmedizin. Ich erwähne nur die Namen der hier in Berlin lebenden Gelehrten: Leyden, Goldscheider, Gerhardt, die beiden Fränkel, Fürbringer u. s. w. In diesem Prospekt heisst es nun:

Ohne Zweifel wird die neue Zeitschrift der jetzigen Zeitströmung in der Entwicklung der modernen Therapie entsprechen. Die diätetisch-physikalischen Behandlungsmethoden haben seit etwa zwei Jahrzehnten stetig an Boden gewonnen und finden im Publikum aller Stände Anerkennung und Beifall. Bisher haben sie sich vielfach unabhängig von den Universitätslehrern und wissenschaftlichen Autoritäten entwickelt; sie sind deshalb zum Theil auf falsche und selbst reklamehafte Wege gerathen. Deshalb muss diese wichtige therapeutische Richtung von den Vertretern der Wissenschaft in die Hand genommen, geleitet und gefördert werden.

Diese Sätze stellen unzweifelhaft der ganzen offiziellen Medizin das Armuthszeugniss aus, dass sie zwei Jahrzehnte hat ins Land gehen lassen, bis diese physikalisch-diätetische Behandlungsmethode im Publikum aller Stände Anerkennung und Beifall gefunden hatte.

Warum also ohne Weiteres die Vertreter einer Lehre, die solch gewichtige Autoritäten auf ihrer Seite hat, als Heuchler, als profitwüthige Geschäftsleute hinstellen?

Die Naturheilkunde tritt auch gegen die Impfung auf. Wer weiss, ob nicht sehr bald auch in ärztlichen Kreisen eine Abkühlung bezüglich der Anwendung des Diphtherie-Serums eintreten wird! In einer werthvollen Studie, die jüngst Professor Kassowitsch-Wien in der Berliner Klinischen Wochenschrift veröffentlichte, geht schon hervor, dass bei gewissenhafter Prüfung des ganzen Materials die angeblichen Heilerfolge mit dem Diphtherie-Serum mit grosser Skepsis aufgenommen werden müssen: auch andere Autoren sind auf dem entschieden ablehnenden Standpunkt angelangt.

Ebenso steht es mit der Frage des Pockenimpfzwanges. Das Kaiserliche Gesundheitsamt vertheidigt zur Zeit am eifrigsten das Impfgesetz und die Zwangsimpfung. Die Allgemeine Medizinische Zentral-Zeitung veröffentlicht in den Nummern 80—82 dieses Jahrganges eine grössere Arbeit, welche die Haltlosigkeit der Schlussfolgerungen und die Unzulässigkeit der Beweisführung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes unwiderleglich konstatiert und die keineswegs einwandfreie Art der Verwendung des Materials und der Berichterstattung überhaupt einer

vernichtenden Kritik unterwirft. Dem Berichtersteller des Kaiserlichen Gesundheitsamtes wird der Vorwurf gemacht, dass seine Mittheilungen von einer sehr oberflächlichen wissenschaftlichen Auffassung zeugen, dass er Dinge mit Stillschweigen übergehe, die gegen die von ihm vertretene Theorie sprechen. Der Autor, es ist Dr. Bönig¹⁾, der wohl Gegner des Impfwanges, aber Anhänger der Impfschutztheorie ist, kommt zu folgenden Schlussätzen:

1. In der Pockenepidemie von Sheffield 1892/93 starben nur geimpfte Kranke, die nicht geimpften genasen.

2. In dem gutgeimpften Warrington trug die Pockenepidemie zu derselben Zeit einen heftigern Charakter als

3. in dem ganz schlecht geimpften Leicester. Schon diese drei Thatsachen genügen, um die Lehre von der Dauer und Intensität des Impfschutzes gegen Blattern auf ein bescheidenes Maass zurückzuführen und den gesetzgebenden Faktoren die Pflicht aufzuerlegen, aufs Neue die Grundlagen des Zwangsimpfgesetzes von 1874 einer unparteiischen Prüfung zu unterwerfen.

In der No. 290 des Vorwärts vom 11. Dezember h. a. finde ich eine hierauf bezügliche Notiz aus Rixdorf. Dort fand sich beim Abbruch eines alten Schulgebäudes eine Denkschrift vor, aus der u. A. hervorgeht, dass im Juni 1840 in dem Ort eine Pockenepidemie herrschte, gegen deren Verheerungen selbst wiederholte Schutzimpfungen nicht sicher stellten.

Ferner giebt es noch heute eine Reihe von Ländern in Europa, wie z. B. Frankreich, Holland, die Schweiz, welche den Impfwang nicht kennen. In diesen Ländern sind die schwarzen Pocken ebenso wenig vorhanden, wie bei uns. Selbst in England, dem Mutterlande der Impfung, hat man die Zwangsimpfung beseitigt und die sogenannte Gewissensklauseel eingeführt.

Welch ein Interesse hat nun gerade das Proletariat an den Bestrebungen des Naturheilverfahrens? Was das Impfwangsgesetz betrifft, so war seiner Zeit der Antrag im Reichstag von allen Fraktionen unterstützt, etwa $\frac{9}{10}$ der Sozialdemokraten sprachen sich dafür aus. Ich weiss sehr wohl, dass gerade die sozialdemokratischen Grundsätze es verlangen, dass der Einzelne im allgemeinen Interesse Opfer bringt, aber ich meine ein solcher Zwang kann doch nur dann ausgesprochen werden, wenn seine Zweckmässigkeit einmüthig einleuchtet. Ausserdem sind es gerade die Angehörigen des Proletariats, die bei der gegenwärtigen Art der Ausübung des Impfgesetzes in den Schulen am meisten leiden, da jeder Arzt zugestehen wird, dass in den Schulen bei dem Impfgeschäft am wenigsten die durchaus nothwendigen hygienischen Maassnahmen beobachtet werden können. Die Arbeiterklasse hat ferner insofern ein Interesse an der Naturheilkunde, als gerade in prophylaktischer Hinsicht die hygienisch - diätetischen Anwendungen reichen Segen gestiftet haben in einer Zeit, wo die Gesundheit das einzige Kapital darstellt, über das die breiten

¹⁾ Leichtfertige Zungen haben behauptet, diese Angaben seien längst widerlegt. Im Interesse der Sache wandte ich mich an Dr. Bönig, der mir soeben u. A. schreibt: Von einer Widerlegung der von mir angeführten englischen Statistik ist mir absolut nichts bekannt. Meine statistischen Angaben sind entnommen den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes vom Jahre 1898 S. 170 ff.; alle meine Angaben entstammen ausschliesslich impffreundlichen Quellen, da ich längst die Lust verloren habe, mich über den Werth statistischen Materials mit meinen Gegnern herumzustritten. Wenn sie freilich anfangen, ihr eigenes Material nicht mehr anzuerkennen, dann hört jede Diskussion auf.

Schichten unserer Bevölkerung verfügen. Wenn die junkerliche Ausbeutungspolitik, wenn die Auspöwerung des Proletariats durch den Kapitalistenklügel die böartigste Form aufweist, da werden — soweit das auf dem Boden der heutigen Wirthschaftsordnung überhaupt möglich — die Lehren der persönlichen Gesundheitspflege ein besonders lebhaftes Interesse wecken.

Die Sozialdemokratie als Partei der Arbeiterklasse dankt den Erfahrungen mit den hygienisch-diätetischen Anwendungen die Erkenntniss, dass die Proletarierkrankheit κατ' ἐξοχὴν, die Schwindsucht, heilbar ist. Bretmer-Görbersdorf mag vor mehr als einem Menschenalter die moderne hygienische Behandlung der Lungenschwindsucht als allein erfolgreich erwiesen haben: gerade für die Angehörigen der minder begüterten Schichten waren es die Vertreter der arzneilosen Heilweise, welche bis vor wenigen Jahren allein die Anwendung der natürlichen Heilfaktoren auf das Entschiedenste vertraten. Im Lager der starren und verknöcherten Schulmedizin spielten bis in unsere Tage hinein nach dem Tuberkulin Kreosot, Kreosotal u. a. m. die führende Rolle.

Allerdings erfordern die hygienischen Verordnungen mehr Mühe und Nachdenken als das schablonenmässige Hinschmieren eines Rezeptes; aber dafür wird man auch durch wirkliche Erfolge belohnt und nicht durch trügerische Scheinwirkungen. Ich wiederhole schliesslich, wenn es gelingt, durchzusetzen, dass die Erziehung unserer jungen Aerzte eine bessere wird, wenn diese in den hygienisch-therapeutischen Maassnahmen genügend unterwiesen werden, dann wird das die beste Waffe gegen jede Art von Kurpfuscherthum bilden. Vielleicht in kaum 10 Jahren wird es dann keine Naturärzte mehr geben, es werden dann die Lehren des Naturheilverfahrens auf die gesammte Schulmedizin übergegangen sein als anerkannter Zweig derselben, dann werden alle Aerzte im besten Sinne des Wortes „Naturärzte“ sein. Verschwunden ist dann die Zeit, von der ein Goethe seinen Faust sagen lässt:

So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst das Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muss erleben,
Dass man die frechen Mörder lobt!

Anthropologische Daten in der Soziologie.

Von
Giuseppe Sergi.
(Rom.)

Die Gesellschaft und ihre Gesetze gründen sich auf den Sieg des Starken über den Schwachen, schreibt Gumpłowicz, sonst würde sich der sogenannte Staat nicht gebildet haben, denn er entsteht einzig und allein aus der Unterwerfung einer Gesellschaftsklasse unter die andere. Man muss also eine Hypothese den gesellschaftlichen Facta und Gesetzen zu Grunde legen, und diese Hypothese ist der Polygenismus, der zur Basis der gesammten Soziologie wird. Die Menschheit ist nicht, wie die Monogenisten annehmen, eine Einheit, sondern ein Kompositum von heterogenen Elementen oder von Urgruppen, die in den verschiedenen Theilen der Erde entstanden; aus dem Kampf dieser Elemente hat sich durch allmähliche Annäherung der verschiedenen Einzelstämme das, was wir Staat, Nation nennen, herausgebildet, das also eigentlich nur die endlich durch Gewalt bewerkstelligte Vereinigung heterogener Elemente ist.

Um seinen Polygenismus, der die Stütze seiner Theorie ist, zu begründen, beruft sich Gumpłowicz auf die berühmtesten Wissenschaftler auf seinem Gebiet und übersieht, dass sie Alle überzeugte Monogenisten sind. Wenn auch Virchow z. B. zwei oder drei Schädeltypen und zwei Gesichtstypen unterscheidet und sich fragt, welcher von beiden arisch sei, oder wenn Kollmann drei Schädelformen in Europa unterscheidet und eine schematische Klassifikation derselben aufstellt, so sind diese beiden Anthropologen ebenso wie Vogt, v. Hölder, Passavant etc. weit davon entfernt, anzunehmen, dass die Urmenschen sich aus unzählbaren heterogenen Völkerelementen zusammengesetzt haben. Gumpłowicz empfindet zwar, theilweise, dass seine Gewährsmänner eigentlich nicht auf seiner Seite stehen, aber er geht nie so recht darauf ein, sondern bleibt immer auf dem unklaren Gebiet der Hypothese.

Er bemüht sich auch nicht, seinen Polygenismus fest zu begründen, und sagt nicht, ob er die unzählbaren Urhorden für eine Art höherer Thiere hält, ob die Gruppen unter sich in Verbindung sind, ob sie Nachkommen verschiedener Rassen sind, wie sie sich in den verschiedenen Welttheilen erhalten. Der Polygenismus, den Morton, Agassiz, Broca vertreten, hat wenigstens eine, wenn auch angreifbare wissenschaftliche Begründung und anerkennt eine Verbindung zwischen den verschiedenen menschlichen Gruppen, aber Gumpłowicz giebt nicht einmal eine Erklärung für die überraschenden Aehnlichkeiten zwischen den verschiedenen Menschengruppen.

Wenn schon das Fehlen einer wissenschaftlichen Begründung die Ansichten von Gumpłowicz in das Gebiet der Hypothesen rückt, so werden die folgenden Ausführungen unsern Standpunkt noch klarer darthun.

Gumpłowicz sagt z. B. von Italien: Da herrscht nun ein Volk und eine Sprache. Und doch, wie viele verschiedene Elemente, wie viele Völker zogen da vorbei seit der Gründung Roms! Und die ewigen Kämpfe dieser Völker beweisen nur, wie sie sich als verschiedene Rassen einander feindlich gegenüber stellten. Und dann spricht er von Europa überhaupt: Alle Länder Europas zeigen beim ersten Erwachen der Geschichte dieselben Züge, wie lang und wie ermüdend sind die Völkerverzeichnisse, die alle alten Historiker von Homer bis Herodot uns geben! Man kann dabei nur ausrufen: Wer kennt die Völker, nennt die Namen! Was für ein Gewimmel von Menschen und Stämmen, die zur Zeit Caesars mit einander kämpften!

Und da kommt uns die Frage: Sind die unzählbaren Horden die er anführt, Rassen, Völker oder Geschlechter? Wenn es Rassen sind, so müssen sie gemeinsame und divergierende Merkmale haben und müssen von einer Gattung abstammen. Wenn es Völker sind, so sind sie ein Gemisch aus verschiedenen Rassen; sind es Geschlechter, so sind sie immerhin von einheitlicher Abstammung. Wenn die Rassen, Völker, Geschlechter unter sich verfeindet sind, beweist das immer noch nicht, dass sie stammesfremd oder gar heterogen sind, wie auch nach Darwin die verwandten Thiere die erbittertsten Feinde sind, weil sie sich auf demselben Gebiet dieselben Lebensbedingungen erkämpfen wollen.

Die verschiedenen Völkernamen, die Gumpłowicz anführt, bezeichnen doch nur verschiedene Bruchtheile der Rassen, nicht Rassen selbst. So bezeichnet Gumpłowicz die Latiner, Eque, Sabiner, Volsker u. s. w. als verschiedene Rassen, Völker, Geschlechter, während die Schädelforschung sie ganz deutlich als Differenzirung der grossen raiteländischen Rasse erkennt, die erst durch die Einwanderung in historischer Zeit sich modifizirte. Trotz grosser Verschiedenheiten lassen sich doch die einheitlichen Züge leicht darthun.

Ebenso war es in Griechenland, dessen Bevölkerung doch auch verschiedene Namen trug. Als das arische Element sich mit dem gräco-italischen mischte, erhoben sich nicht, wie Gumpłowicz annimmt, Rassenkämpfe, sondern Kämpfe um das Eigenthum, in denen sehr oft Mischvolk gegen Mischvolk stand.

Denselben Prozess kann man überall verfolgen. Die Bantu und Massai in Afrika wurden landeinwärts getrieben; was zurückblieb, vermischte sich mit den neuen Elementen, was sich friedlich in den Boden theilte oder friedlich neben einander wohnte, zog gemeinsam gegen die Feinde, die sehr oft stammverwandt waren.

Baumann z. B. beweist, dass die Bantu, die er in alte und junge Geschlechter eintheilt, sich mit den Galla vermischt und sich weithin über Afrika verbreiten. Nirgends ist die Rede von Eroberung, es handelt sich nur um eine allmähliche Vermischung von kamitischen Elementen.

Die Wataturu, die westlich vom Victoria-Nyanzasee wohnen, waren vor etwa einem Jahrhundert noch Nomaden, jetzt theilen sie sich in drei Stämme. Ursprünglich besetzten sie das Gebiet der Massai, und von da verbreiteten sie sich in den verschiedensten Richtungen. Hier sieht man, wie ein Geschlecht sich nicht mit anderen vermischt und von dem eigenen Mutterstamm ausscheidet.

Die Somali leben frei in verschiedenen Stämmen, sie haben verschiedene Mischungen durchgemacht, gleichen sich aber durchaus. Ihre erbittertsten Feinde sind die Amara, ein direkt verwandter Nachbarstamm.

Eine interessante Illustration für das in viele Zweige sich verbreitende Fortbestehen der Rassen bieten die Indianer. Die grösste Indianergruppe lebt in der Gegend von der Behringstrasse bis zum Golf von Mexiko. Da findet man vom Hauptstamme abgelöste Gruppen in einer Entfernung von mehr als 12 Breitegraden, man findet solche auf ganz isolirten Inseln, im Osten und Westen, durch andere Stämme völlig vom Mutterstamm abgelöst. ... Es wäre ein Leichtes, noch eine Menge anderer Fälle zu zitiren, wo eine Namensverschiedenheit nicht zugleich auch eine Stammverschiedenheit bedeutet, wie Gumpłowicz annimmt.

Ich selbst bin auch Polygenist, aber mein Polygenismus gründet sich auf That-sachen und Gesetze, ähnlich denjenigen, die in der Zoologie gelten. Es fällt mir nicht ein, die Zahl der Gattungen angeben zu wollen, oder die verschiedenen Charakteristika darlegen zu wollen. Bis jetzt habe ich mich vorwiegend mit der eurafrikanischen und der eurasiatischen Rasse beschäftigt und habe deren geographische Verbreitung noch nicht vollkommen herausgefunden; die erstere verbreitet sich vom mittlern Afrika bis zum äussersten Norden Europas, die letztere theils rein, theils mit der ersten gemischt, über die Berge von Zentralasien und einen grossen Theil Europas. Die älteste europäische Rasse ist fast ganz verschwunden, Ueberreste davon finden sich in den Neanderthal-Formen und einzelne Exemplare unter der eurasiatischen Bevölkerung Mitteleuropas.

Vom soziologischen Standpunkt aus ist es für uns interessant, die europäischen Rassen in diese beiden Urrassen zu theilen. Nach meinen letzten Studien unterscheide ich die eurafrikanische Gattung in drei Rassen, die sich durch ihren langen Aufenthalt in Zentralafrika und Nordeuropa herausgebildet. Die Gattung, die im ganzen Gebiet ihrer Verbreitung dieselben Grundzüge in Bezug auf Skelett und innere physische Beschaffenheit bewahrt hat, erlitt in den äusseren Theilen, Haarfarbe, Hautfarbe, Muskel- und Gesichtsbildung, beträchtliche Modifikationen.

Eine Rasse hat röthlich-braune Farbe, schwarze Augen, dunkle Augen, dicke, oft vorstehende Lippen.

Eine zweite Rasse hat röthlich braune, fast schwarze Farbe, schwarze Haare und schwarze oder braune Augen, etwas dicke und manchmal vorstehende Lippen, sowie Muskeln an den Knöcheln und am Torax, wie z. B. die verschiedenen Stämme der Sahara. Das ist eine rein afrikanische Rasse.

Die dritte setzt sich zusammen aus dem mittelländischen Geschlecht und vertheilt sich über ganz Afrika und zum Theil Europa. Diese ist hell- und dunkelbraun, gewöhnlich mit braunem Haar, braunen Augen, in Muskeln und den äusseren Formen gut entwickelt. Sie ist bis ins Herz Europas vorgedrungen.

Die vierte Rasse hat sich im Norden Europas gebildet. Sie ist blond, weiss, mit hellen-blauen Augen. Sie wird gewöhnlich germanische Rasse genannt und hat den Schädeltypus der Reihengräber.

Die weite Verbreitung der Geschlechter, die verschiedenen Lebensbedingungen, die verschiedenen Vermischungen der Rassen haben eine Menge von Variationen hervorgebracht, welche zum Theil mehr durch die historischen Ereignisse bekannt sind, als durch den physischen Charakter zu Tage treten. Das Studium und die Beobachtungen über die mittel-

ländische Rasse sind für den Anthropologen und Soziologen sehr wichtig; für den Letzteren vielleicht noch mehr, denn er kann die verschiedenen Gruppen in den verschiedenen Zivilisations-Stadien und sozialen Bedingungen beobachten. Die allgemeine und spezielle Psychologie der Geschlechter, ihre Thätigkeit und ihre Ausdrucksweise, der fremde Einfluss, die günstigen und ungünstigen Entwicklungs-Bedingungen würden von grossem Werth sein für die Auslegungen aller sozialen Probleme, die die Soziologie heute sich stellt. Man würde im Gegensatz zu Gumpłowicz sehen, wie aus einer einzigen Rasse verschiedene Varietäten entstanden sind, wie sich die einzelnen Gruppen bekämpfen, wie die einen zu Grunde gingen und die anderen sich entwickelten.

So hätte man nicht eine abstrakte Soziologie, wie die von Gumpłowicz und vielen Anderen, sondern eine konkrete. Dann hätte man die Verbindung der physischen und psychologischen Anthropologie der Rassen mit der Ethnologie und man könnte den Ursprüngen der Gesellschafts-Entwickelungen nachgehen. Wenn man auf konkrete Weise die Geschlechter und Rassen studirt, kann man auch beurtheilen, ob der Hauptcharakter der Rassen sich modifizirt hat.

Für Europa speziell kommt noch das Dazwischenkommen einer neuen Rasse, der eurasiatischen, in Betracht, und die Wirkungen, die der Zusammenstoss mit ihr hervorgerufen. Mit einer methodischen Analyse in der Anthropologie können wir beinahe mit Sicherheit nachweisen, bis wohin die eurasiatische Rasse gedungen ist, wo sie heutzutage in der Majorität ist, und wo sie die Minorität der Bevölkerung ausmacht. Wir können auch ihre Tendenzen und ihren psychologischen Charakter erkennen, sowie ihre ersten Institutionen. Wir werden auch die seltsame Thatsache erkennen, dass die Eurafrikaner zu Zeiten den eurasiatischen Stämmen unterlegen waren, bis die gemeinsamen Kultur-Elemente sie derart vereinigten, dass sie sich in neuer sozialer Gestalt zusammenthaten.

Die späteren Ereignisse nach dem Fall des römischen Reiches kann man nicht mehr als Kämpfe zwischen einzelnen Rassen betrachten. Es bekämpfen sich Slaven unter Slaven, während z. B. Slaven und Deutsche im Norden sich vereinigt haben. Alle Deutschen halten sich für von einer Rasse abstammend, weil sie eine Sprache sprechen, und halten sich dem Auslande gegenüber für Fremde. Es besteht wohl jetzt ein Rassenkampf zwischen Slaven und Deutschen, aber nicht in der Form, wie ich vorher andeute.

Was liegt denn zwischen den Beiden? Die Slaven sind hinter allen Völkern in der Kultur zurückgeblieben, sie wurden von den Deutschen unterworfen und haben unter ihnen ihre geistige Entwicklung durchgemacht. Jetzt haben sie ein gewisses Bewusstsein ihrer Nationalität, und sie haben die gemeinsame Sprache, die sie trennt und unterscheidet. Sie wollen sich von ihnen abtrennen, als ob sie von ganz verschiedener Rasse wären, obschon sie zum grossen Theil sich mit den Deutschen Mitteldeutschlands vermischt haben. Aber zu gleicher Zeit muss ich sagen, dass die Slaven das Maass überschreiten wollen und auch diejenigen Gebiete okkupiren möchten, die ihnen eigentlich nicht gehören, wie z. B. in Istrien und den umliegenden Gegenden.

Obschon man so oft davon gesprochen hat, verwechseln immer noch die Soziologen Völker und Rassen, wie z. B. Gumpłowicz es thut. Sie begründen ihre Unterscheidung der Rassen mit dem Unterschied der Sprachen, statt dass sie sie durch die physischen Hauptzüge unterscheiden würden. Das beste Versuchsgebiet ist Oesterreich mit seinen verschiedenen Nationalitäten, aus denen es besteht. Deutsche, Slaven, Italiener, Polen sind die bedeutendsten Nationalitäten dieses Reichs. Ich lasse die Juden bei Seite, die ein merkwürdiger Fremdkörper in jedem Volke sind, obwohl sie die Sprache des Landes sprechen, in welchem sie wohnen. Diese vier erwähnten Nationalitäten theilen sich wieder in Unterabtheilungen, denn die Kroaten sind nicht Böhmen, wie man leicht an ihrer Sprache erkennt; auch die Polen sind Slaven. Aber was für ein Unterschied besteht nicht zwischen Kroaten, Böhmen und Polen in Sprache und Zivilisation! Vom anthropologischen Standpunkt aus, als Masse betrachtet, sind die Polen, Kroaten und Böhmen Angehörige einer einzigen Rasse, der eurasiatischen, und dahin gehören auch die Deutschen, obschon sie durch die Sprache unterschieden sind. So sind nach den physischen Charakterzügen diese drei Nationalitäten nur die Abzweigungen einer Rasse, welche demselben eurasiatischen Geschlecht angehört ist. So theilen sich eigentlich die Rassen

des österreichischen Kaiserreiches nur in die zwei Gruppen: in eine grosse Minderzahl der eurafrikanischen Rasse und eine bedeutende Majorität der eurasiatischen, wenn man die deutsch und slavisch Sprechenden auf eine Seite stellt und die Italiener auf die andere.

Wenn wir aber eine feinere und wahre Analyse machen wollten über den physischen Charakter aller Derjenigen, welche slavisch in Kroatien sprechen, und aller Anderen im österreichischen Kaiserreich, würden wir ein sehr merkwürdiges Resultat bekommen für Diejenigen, die die Rassen nach Sprachen unterscheiden. Wir würden die Thatsache erkennen, dass da zwei verschiedene ethnische Elemente sich vermischt und verschmolzen haben, so dass sie sich selber nicht von einander unterscheiden können, ja sie halten sich sogar für homogen, weil sie eine einzige Sprache sprechen, sich als Abkömmlinge einer Rasse und Angehörige einer Nation betrachten.

Die ältesten und ursprünglichsten eurafrikanischen Elemente sind nicht verschwunden aus den Gegenden, wo bisher die eurasiatische Invasion durch die sogenannten arischen Völker sich vollzog. Aber sie haben sich mit den Ankömmlingen vermischt und mit ihnen späterhin eine einzige Nationalität gebildet. Alle Slaven aus Kroatien sind nur wegen ihrer Sprache und wegen anderer ethnographischer Charakterzüge Slaven, aber nicht durch anthropologische Charakteristika. Dasselbe kann man sagen von allen Anderen, welche Bosnien, die Herzegowina, Albanien, Montenegro und Serbien bewohnen. Hier handelt es sich nur darum, zu wissen, um wie viel grösser das eine ethnische Element ist als das andere. Und was geschieht nun? Diese beiden Elemente von verschiedener Herkunft, aber durch die Sprache und Nationalität verschmolzen, kämpfen, als ob sie eine Rasse wären, und die Sprachforscher, die Historiker, die Soziologen, haben keinen Zweifel daran, dass sie eine Rasse sind. Aber in der That sind sie es nicht; sie sind ein Volk, welches eine ganze Reihe gemeinsamer Gefühle hat, welches nach der Verschmelzung der beiden verschiedenen Elemente geboren wurde und diese Gefühle sind gleichsam abstrahirt in der gemeinsamen Sprache. Was man von den slavischen Völkern sagt, gilt auch für die deutschen und italienischen Völker, die gleichfalls nicht aus einem ethnischen Element bestehen, aber eine Sprache und ein Nationalgefühl haben.

Die Analyse der Nationen, die man der lateinischen Rasse zuschreibt, würde uns ungefähr zu gleichen Resultaten führen. Frankreich allein würde genügen, um zu zeigen, wie viele dem Lateinischen fremde Elemente es durchsetzen, und den es eine Verschmelzung darstellt gleichwie das österreichische Kaiserreich, obschon es eine einheitliche Sprache hat.

Der Soziologe, der die Ursprünge der verschiedenen sozialen Anordnungen der Gesetze und der Sitten kennen will, die man heute in den Nationen findet, muss ohne irgend welche Vorurtheile, ohne vorgefasste Grundsätze, auch ohne Hypothesen, wie diejenige des Gumplowicz, sich bemühen, die anthropologischen Daten der Völker und der Nationen zu studiren, die er prüfen will. Er wird dann bald finden, wie sich dieselben zusammensetzen, und wieviel Theil an diesem Gammtergebniss jedes einzelne Element hat. Wenn er aber die Elemente, die er nicht gründlich kennt, vereinigen will, und die Charaktere, die sie wirklich besitzen und die von ihren psychologischen Manifestationen untrennbar sind, nicht anerkennen will, wird er nur eine mehr oder weniger phantastische Wissenschaft erreichen.

Die Völker selbst sind die Erzeuger der nationalen Phänomene, und wir müssen zugeben, dass es unmöglich ist, die Erklärung solcher Phänomene zu finden, wenn man nicht genau die Natur der Völker selbst in ihren physischen und physiologischen Eigenschaften kennt. Und bis jetzt scheint es mir, dass ein grosser Theil Derjenigen, die die sozialen Phänomene studiren, die Analyse der Hervorbringer dieser Phänomene vernachlässigt haben. Da sie sich aber manchmal ihrer erinnern müssen, sagen sie über sie, was ihnen gerade einfällt, ohne die innere Ueberzeugung, dass die Phänomene nichts anderes sind als der Ausdruck von zwei untrennbaren Faktoren: von den Völkern selbst und von den Lebensbedingungen, unter denen sie existiren; ferner von anderen untergeordneten Faktoren, wie z. B. dem Einfluss anderer Völker und anderer Zivilisationen, von der speziellen oder allgemeinen Entwicklung der ersten Phänomene und von den mehr oder weniger günstigen Entwicklungs-Bedingungen im inneren und äusseren sozialen Leben.

Welche Bedeutung hat die Wissenschaft für die Bestrebungen des Sozialismus?

Eine praktische Frage.

Von

Julian Borchardt.

(Brüssel.)

[Schluss.]

Eine solche Ansicht scheint mir mit den Grundbegriffen des Sozialismus in Widerspruch zu stehen. Sie scheint anzunehmen, dass man wirtschaftliche und soziale Umwälzungen gewissermassen durch Ueberredung herbeiführen könne. Es sei nur nöthig, den Menschen unsere guten, nagelneuen Ideen mitzutheilen, damit sie sie in die Praxis umsetzen.

Ich glaube nicht, dass es heute noch nöthig ist, in einem sozialistischen Blatt eine solche Ansicht zu widerlegen. Nicht nur, dass sie theoretisch genau auf die Meinung der Anarchisten hinauskommt und als solche von der Partei sehr berechtigterweise beharrlich zurückgewiesen wird — auch die Anarchisten wollen ja im wesentlichen durch Ueberredung die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herbeiführen — auch das thatsächliche Verhalten der meisten Parteigenossen zeigt, dass dieser Standpunkt innerlich überwunden ist. Beweis dafür ist die Versammlungsnoth, über die heute so viel geklagt wird. Die Versammlungen, heisst es, werden nicht mehr besucht, weil sie nicht interessant genug sind. Und doch wird in ihnen fortwährend Agitation getrieben, es werden darin fortwährend die Ideen des Sozialismus verkündet. Alle Diejenigen aber, die diese Ideen begriffen und in sich aufgenommen haben, langweilen sich nunmehr in den Versammlungen und gehen nicht mehr hin, um nicht immerfort dasselbe zu hören. Sie verlangen mehr, sie wollen einen Schritt weiter machen.

Der Schritt weiter aber, der nun geschehen muss, ist uns noch durchaus unbekannt und muss von der Wissenschaft gesucht werden. Und so haben die sozialistischen Parteien dreierlei zu thun:

der gewerkschaftliche und politische Kampf soll die Arbeiterklasse wirtschaftlich heben und sie in Stand setzen, revolutionäre Ideen in sich aufzunehmen,

die Agitation soll die Idee verbreiten, dass die Wurzel unserer sozialen Uebel in der Lohnarbeit liegt,

und die Wissenschaft soll die Mittel zur Abschaffung der Lohnarbeit suchen,

drei ganz verschiedene Aufgaben, eine so nothwendig wie die andere, von denen aber nur die zwei ersten bisher von den sozialistischen Parteien beachtet werden.

Obgleich ich fürchten muss, den Leser zu ermüden, so muss ich doch noch auf zwei Einwände eingehen, die sich gegen meine Ansichten machen lassen.

Der erste Einwand ist dieser.

Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse wartet nicht auf unser Studium. Die soziale Revolution richtet sich nicht danach, ob wir schon wissen, wie wir die Lohnarbeit abschaffen können; sie kommt vielleicht früher, sie kann heut oder morgen hereinbrechen. Und dann müssen wir gleich wissen, was zu thun ist, und können nicht warten, bis die Wissenschaft es herausgetüfelt hat. In solchem Moment thut schnelles Handeln noth.

Ganz recht. Aber schnelles Handeln bedeutet keineswegs unüberlegtes Handeln. Und Alles, was die Wissenschaft bis zu einem solchen Moment herausgefunden hat, es sei noch so wenig, ist dann positiver Gewinn und erhöht um ebenso viel die Aussicht, dass das schnelle Handeln erfolgreich sein wird.

Freilich, wirklich helfen kann in solchem Augenblick nur ein überlegener Verstand, ein Verstand, der, zwar nicht ohne Besinnen, aber doch ohne langes Studium das Richtige weiss und thut, und der auch die Massen mit sich fortzureissen versteht, mit anderen Worten: ein Genie. Aber sollen wir Anderen deshalb die Hände in den Schoss legen? Und wenn nun kein Genie ersteht und wir doch wieder ganz auf die Kraft von Durchschnittsmenschen angewiesen sind?

Ueberdies kann uns auch das Genie nicht auf die Dauer helfen, sondern nur in einem bestimmten Augenblick zu einer bestimmten Handlung veranlassen. Die Beseitigung der Lohnarbeit, die Umwälzung unserer gesammten Wirthschaftsweise ist aber nicht eine einzelne Handlung, die in einem bestimmten Moment vorgenommen wird; es ist eine Entwicklung, die ungemein viel Zeit und die Mitarbeit vieler, wo nicht aller Menschen erfordert. Und wenn nun auch ein Genie vielleicht so fernhin wirkende Maassregeln ohne Studium erkennt, so kann es sie doch nicht allein in die That umsetzen, die anderen Menschen müssen mithelfen. Das werden sie aber nur thun, wenn sie begreifen, dass Jener Recht hat. Und was er, als Genie, ohne Studium erkannt hat, das müssen wir Anderen in langer, wissenschaftlicher Arbeit zu erkennen streben. Nur wenn wir's selbst erkannt haben, werden wir danach handeln. Und so bleibt uns doch wieder nur die Wissenschaft.

Der andere Einwand, der insbesondere hier in Belgien mit seinem so eifrig betriebenen Genossenschaftswesen erhoben werden dürfte, stützt sich auf die Kooperativen, in erster Reihe auf die Produktivgenossenschaften.

Die Produktivgenossenschaft, so meint man, sei schon eine theilweise Verwirklichung unserer Ideen. Die zukünftige sozialistische Gesellschaft sei im Grunde weiter nichts als eine einzige riesige Genossenschaft zur Produktion und Konsumtion. Und so habe man, um sie herbeizuführen, weiter nichts nöthig, als „praktisch“ an der Gründung und Ausbreitung der Genossenschaften zu arbeiten. Das würde dann allmählich zum sozialistischen Gemeinwesen führen. Ein anderes Mittel zur Abschaffung der Lohnarbeit zu suchen, sei somit unnöthig.

Darauf ist mehrerlei zu erwidern.

Zunächst ist die Annahme, als könnten wir von der Gestaltung der zukünftigen Gesellschaft irgend etwas wissen, schon so oft als Utopie nachgewiesen worden, dass man sich nur darüber wundern muss, wie es noch Leute geben kann, die daran glauben. Von der Gestalt der zukünftigen Gesellschaft wissen wir rein garnichts — also können wir auch nicht wissen, ob die heutigen Genossenschaften ein „Modell“ der zukünftigen Gesellschaft sind.

Weiter: Einen einzigen Zug der zukünftigen Gesellschaft — wissen wir zwar nicht — aber erhoffen wir, nämlich dass es in ihr keine Lohnarbeit geben soll. Und nun vergleiche man damit die Kooperativen. Ist denn in ihnen die Lohnarbeit abgeschafft? Keineswegs, sie ist nur in eine andere Form gebracht.

Die Kooperativen sind einfach kapitalistische Betriebe. Ihr Unterschied gegen andere Unternehmungen besteht nur darin, dass in ihnen der Mehrwerth nicht einem Kapitalisten gehört, sondern anders verwandt wird, z. B. der

sozialistischen Partei zufließt oder unter die Arbeiter der Kooperative vertheilt wird. Das mag für die Agitation jener Partei oder für die Besserstellung der betreffenden Arbeiter sehr gut sein; mit der Abschaffung der Lohnarbeit hat es nichts zu thun.

Es kann das auch garnicht anders sein. In unserer heutigen Gesellschaft, wo alle Vorbedingungen der kapitalistischen Produktionsweise gegeben sind, kann man ein grosses Unternehmen nicht anders als kapitalistisch betreiben, und wenn man noch so guten Willen hat. Erst müssen die Vorbedingungen der kapitalistischen Produktionsweise aus der Welt geschafft sein. Dazu gehört z. B. auch der Waarenaustausch. Wollen die Kooperativen auf den Waarenaustausch verzichten? Wollen sie, anstatt für den Verkauf, nur für den Gebrauch produziren? Sie denken nicht daran, sie können garnicht daran denken, denn sie würden einfach Bankerott machen. Und der Waarenaustausch ist nur eine Bedingung der Lohnarbeit neben vielen anderen.

Den Anhängern des Genossenschaftswesens kommt es eben offenbar in erster Linie garnicht darauf an, die Lohnarbeit abzuschaffen, die Produktion von Mehrwerth zu beseitigen, sondern darauf, den produzierten Mehrwerth zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und ihn nicht einzelnen Nichtarbeitern in den Schoss fallen zu lassen. Ich habe im Anfang meiner Arbeit ausgedrückt, dass ich diese Ansicht für im Prinzip verfehlt halte. Aber angenommen selbst, sie sei richtig, angenommen selbst, die Genossenschaften seien wirklich das Modell der sozialistischen Gesellschaft, so müsste nun doch wieder die Wissenschaft uns angeben, wie wir dieses Modell auf die ganze Gesellschaft übertragen können. Man wird mir nicht sagen wollen, es sei einfach in einem Arbeitszweig nach dem anderen einzuführen. Was für einen Betrieb, für eine beschränkte Anzahl Menschen anwendbar ist, ist darum noch nicht ohne Weiteres, durch blosses Weitererzählen, auf die ganze Gesellschaft anwendbar. Kann man schon hier und da in gewissen Betrieben die Aneignung des Mehrwerths durch einzelne Kapitalisten verhindern und ihn zu gemeinnützigen Zwecken verwenden, so kann man noch nicht ohne Weiteres der ganzen Kapitalistenklasse den produzierten Mehrwerth entreissen. Um das zu ermöglichen, müssen die wirthschaftlichen Zusammenhänge herausgesucht werden, muss also doch wieder die Wissenschaft helfen.

Und so komme ich denn zu folgendem Schluss:

Der Sozialismus will die Lohnarbeit abschaffen. Wir wissen aber bisher nicht, durch welche Mittel das geschehen kann. Wir tappen im Dunkeln umher und müssen diese Mittel erst suchen.

Aufklärung kann uns nur die Kunde von der menschlichen Gesellschaft verschaffen. Deshalb muss Jeder, dem es mit seinem Sozialismus Ernst ist, sein Möglichstes dazu thun, dass die Kunde von der menschlichen Gesellschaft wissenschaftlich betrieben werde.

Erstens müssen die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart untersucht werden, um zu erkennen, was geändert werden soll: das ist die Aufgabe der Nationalökonomie.

Zweitens müssen die gesellschaftlichen Wandlungen der Vergangenheit untersucht werden, um zu erkennen, wie geändert werden soll: das ist die Aufgabe der Geschichte.

Es folgt daraus, dass diese zwei Wissenschaften durchaus und unablässig vom Sozialismus gepflegt werden müssen. Verliert er sie aus dem Auge, so

wird er nie im Stande sein, sein Ziel, die Abschaffung der Lohnarbeit und dadurch die Beseitigung des Elends und der Unfreiheit, zu erreichen; er ist dann nicht mehr revolutionär und folglich überhaupt kein Sozialismus mehr.

Ich glaube, in vorstehenden Ausführungen nur etwas auszusprechen, das die deutsche Arbeiterklasse seit Jahren fühlt und denkt. All das Drängen und Sehnen nach Wissen, das zu so manchem verfehlten Versuch, aber auch zu manchem verheissungsvollen Ansatz, wie z. B. die Berliner Arbeiter-Bildungsschule, geführt hat, ist mir Beweis dafür. Und der Zweck meiner Arbeit ist, die Frage zur Diskussion zu stellen, nicht ob, sondern wie die Partei sich offiziell und mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Macht an der Pflege der Sozialwissenschaften betheiligen soll.

Welche Maassregeln von Parteiwegen ergriffen werden könnten, das zu erkennen wird nur möglich sein, wenn alle Parteigenossen, die sich dafür interessieren, ihre Vorschläge machen und diese dann eingehend erörtert werden. Doch scheint es mir wichtig, noch festzustellen, dass zwei Punkte dabei im Auge zu behalten sind.

Zweierlei ist zu thun: Zuerst müssen die Mittel zur Abschaffung der Lohnarbeit gefunden werden, alsdann müssen sie in praxi angewandt werden.

Für die erste Aufgabe ist die Mitarbeit vieler, für die zweite die aller Menschen erforderlich.

In der Geschichte z. B. handelt es sich darum, alle sozialen Umänderungen, die in der Vergangenheit stattgefunden haben, zu untersuchen; ihre Ursachen und ihre Folgen aufzufinden; und endlich daraus die Regeln abzuleiten, nach denen die gesellschaftliche Entwicklung vor sich geht. Und das für alle Zeiten und alle Völker.

Selbstverständlich kann das nicht das Werk eines oder einiger Menschen sein, sondern nur durch Vereinigung vieler Intelligenzen erreicht werden. Solche Intelligenz ist aber keineswegs das Monopol der sogenannten Gelehrten oder Gebildeten. Viel geistige Kräfte schlummern in der Arbeiterschaft, die nur des Anstosses bedürfen, und so müssen die Veranstaltungen der Partei von vornherein darauf berechnet sein, diese Intelligenzen zu wecken.

Weiter. Die Maassregeln sozialer, wirtschaftlicher oder anderer Art, geeignet die Lohnarbeit abzuschaffen, die vielleicht aufgefunden werden, sollen alsdann in die That umgesetzt werden. Das kann selbstverständlich nur mit Hilfe der grossen Masse geschehen, mindestens nicht gegen diese. Dazu ist offenbar nöthig, dass die grosse Masse jene Maassregeln selbst versteht und von ihrer Nützlichkeit überzeugt ist. Sonst wird sie dafür nicht zu haben sein.

Sie wird sie aber nicht verstehen, wenn man ihr eines schönen Tages mit fertigen Resultaten kommt, etwa mit „historischen Gesetzen“, sondern nur, wenn sie die wissenschaftliche Arbeit, an der sie selbst nicht hat Theil nehmen können, doch immer aus der Nähe beobachtet hat, wenn sie selbst jene Resultate hat entstehen, wachsen, werden sehen.

Deshalb muss die Partei zugleich darauf bedacht sein, allen Genossen Bildungsmittel an die Hand zu geben und sie zu deren Benutzung anzuregen.

Es ist indessen nicht meine Absicht, heute schon meinerseits praktische Vorschläge zu machen; solche können sich, ich wiederhole es, nur aus der gemeinsamen Diskussion ergeben, die sich hoffentlich an meine Anregung anschliessen wird.

Psychologische Konsequenzen des Sozialismus.

Von

Ferdinand Frey.

(Berlin.)

Der verflossene Sommer hat zwei für unsere Zeit überaus charakteristische Erscheinungen hervorgebracht: auf der einen Seite den Versuch, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre anzutasten und mit Polizeimitteln der sich stetig ausbreitenden Erkenntniss-entgegenzuwirken, auf der anderen Seite ein ernsthaftes, kritisches Kolleg über den Sozialismus, das mit dauerndem Interesse von einem aus männlichen und weiblichen Zuhörern zusammengesetzten Publikum angehört wurde, das wohl die befähigtesten und fortgeschrittensten Elemente der Studentenschaft aufweisen konnte. Während dort pathetisch erklärt wird, sozialdemokratische Lehren würden niemals auf preussischen Universitäten Eingang finden dürfen, werden hier bereits die Gründe für und wider in ruhiger und sachlicher Form erwogen. Wie in der Religion der erste schüchterne Zweifel der Anfang vom Ende war, so ist hier das erste Ausspähen und Nachforschen der Anfang vom Anfang. Hat die Sozialdemokratie recht wohl Grund, zufrieden zu sein mit der Thatsache, dass überhaupt das Problem des Sozialismus immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses aller Gesellschaftsschichten rückt, so hat sie doch auch die Pflicht, Stellung zu dem zu nehmen, was an der ersten deutschen Universität gedacht und gelehrt wird, und die gemachten Einwürfe entweder zu widerlegen oder andernfalls anzuerkennen. Und in der That hat Dr. Simmel in seinem Kolleg: Soziale Psychologie mit besonderer Berücksichtigung des Sozialismus, das er an der Berliner Universität gelesen, neben einer Anzahl für den Sozialismus sprechender Gründe eine Reihe von Gegengründen angeführt, die sicherlich, auch wenn sie sich nicht als stichhaltig erweisen, doch immerhin ernstlich erwogen zu werden verdienen.

Wir wollen uns daher den einzelnen Punkten zuwenden und jedes Mal die Thesen des Herrn Dr. Simmel voranstellen.

Der erste Satz, mit dem der Kampf gegen die Sozialdemokratie eingeleitet wurde, lässt sich ungefähr folgendermaassen widergeben:

1. Durch Ausbreitung der Volksbildung wird das soziale Niveau der breiten Masse nicht erhöht; denn nur die absolute Bildungshöhe der Gesamtheit steigt, während der Abstand des Bildungsgrades der breiten Masse von dem Einzelner auch stetig zunimmt.

Da ebenso wie diese auch die zweite Behauptung sich speziell gegen die Demokratie richtet, so wollen wir auch diese gleich hier anfügen:

2. Wenn in einer Masse von differenzirten Individuen eine gemeinsame Aktion erfolgt, so muss das Höhere dabei zum Niedern herabsteigen. Sich zurückschrauben kann Jeder, höher steigen aber in dem Moment, wo man sich mit dem Höhern vergesellschaftet, kann Niemand. Das Niveau der Gesamtheit ist also stets das des Niedrigsten.

Antithese: Gemeinsame Aktion kann Enthusiasmus, Aufopferungsfähigkeit und noch viele andere Tugenden zu Tage treten lassen, wie sie der Einzelne niemals zeigen würde.

Zum Beweise des ersten Satzes, den Dr. Simmel „einen fürchterlichen Einwand gegen die Demokratie“ nannte, verglich er die Bildungsdifferenz, die zwischen Odysseus und dem göttlichen Sahuirten existirte, mit derjenigen, die heute zwischen einem Fabrikarbeiter und einem wirklich Gebildeten besteht. Gewiss, diese Differenz ist grösser als jene, obgleich doch das gesamte geistige Niveau sich gehoben hat. Ist nun aber das etwa ein Entwicklungsgesetz, dass bei Steigen des geistigen Gesamtniveaus der grössere Theil des Volkes relativ geistig herabsinkt? Oder haben wir nicht gerade damit einen Zustand gekennzeichnet, der lediglich durch die bisherigen ökonomischen Verhältnisse bedingt war und bei Sozialisirung und Demokratisirung der Gesellschaft schwinden muss? Unter den primitiven, ökonomischen Verhältnissen der Homerischen Zeit war natürlich eine starke geistige Differenzirung un-

möglich. Der heutige Kapitalismus dagegen bietet einer Minderheit die gesammten bisher gemachten geistigen Errungenschaften, während die Majorität sich mit spärlichen Brosamen begnügen muss. Naturgemäss besteht heute also eine gewaltige Differenz. Wird nun aber in einer demokratischen Gesellschaft jedem Bürger die gleiche Bildungsmöglichkeit und völlige Lernfreiheit gewährt, so wird einerseits das geistige Niveau durch Freiwerden ungehörter geistiger Kräfte ungemein erhöht werden, andererseits der klaffende Abgrund zwischen Gebildeten und Ungebildeten ausgefüllt werden. Die Differenzen, die durch die natürliche Veranlagung bestehen werden, die werden selbstverständlich nicht grösser als zu allen Zeiten sein; eher wohl kleiner, da die Dummheit dann nicht mehr durch Mangel an Erziehung, durch Alkohol etc. etc. befördert werden wird. — Stellen wir uns jedoch einen Augenblick auf Dr. Simmels Standpunkt. Sollen wir dann wirklich die demokratische Forderung nach allgemeiner Volksbildung aufgeben? Wagt etwa Dr. Simmel selbst diese Konsequenz zu ziehen? Mag doch dann die Differenzirung grösser werden; wieviel kleiner ist dieses Uebel als eine allgemeine Volksverdummung! Wenn Dr. Simmel Recht hätte, wahrlich, es läge ein in den Dingen begründeter Missstand vor, aber ein Grund, die demokratische Gesellschaftsform zu verwerfen, wäre das nicht.

Der zweite Einwand, der sich ebenfalls speziell mit der Demokratie befasst, ist nicht fürchterlicher wie der erste. Die Behauptung, dass das Niveau der Gesammtheit stets das des Niedrigsten ist, ist einfach falsch. Es ist weder das des Höchsten noch das des Niedrigsten, denn der Einzelne bleibt bei gemeinsamer Aktion nur von untergeordneter Bedeutung, während die Majorität des Durchschnittes entscheidet. Man mag über das Niveau des deutschen Reichstages z. B. denken wie man will: das wird wohl selbst Herr Dr. Simmel nicht behaupten, dass es das Ahlwardsche ist. Ja, wir können uns sogar viel eher den Fall denken, dass eine Körperschaft sich von besonders Begabten hinreissen, hypnotisiren, durch treffende Gründe und Beredsamkeit überzeugen lässt, als dass selbst mittelmässige Köpfe freiwillig sich der grössten Dummheit und geistigen Schwäche anpassen werden. Wenn Dr. Simmel hier „senatores boni viri, senatus mala bestia“ zitiert, so meine ich, kann man wohl mala bestia gelten lassen. Ob aber wirklich die einzelnen Senatoren boni viri waren, ob nicht vielmehr genau ebenso theils böswillige, theils beschränkte Reaktionsäre, wie wir sie heute zur Genüge kennen, das will ich dahingestellt sein lassen. Erinnern möchte ich dagegen den Leser etwa an die grossartigen Verfügungen, welche die Commune 1871 zum Schutz von Wittwen und Waisen traf. Möge das die Behauptung bekräftigen, die ich Dr. Simmel entgegenstelle: Eine Körperschaft, die im Durchschnitt aus klugen Köpfen und braven Charakteren besteht, wird den schädlichen Einfluss schlechter und unbegabter Elemente zu kompensiren wissen und stets ebenso anständig wie vernünftig handeln.

Befassten sich die ersten beiden Einwände speziell mit der Demokratie und sind sie somit eigentlich 50 Jahre zu spät erhoben worden, so beschäftigen sich die folgenden Ausführungen, denen wir uns nunmehr zuwenden wollen, mit dem Sozialismus direkt.

3. Vornehme Naturen schaudern gerade vor dem Heerden- und Rindviehglück zurück, welches der Sozialismus verspricht. Nietzsche, Kant, Fichte suchen den Werth des Lebens in unserm Thun, nicht aber in den Reflexen unseres Thuns, den Lust- und Leidgefühlen.

Antithese: Erst bei einer das allgemeine, äussere Glück voraussetzenden Verfassung wird es möglich sein, alles Grosse emporspriesen zu lassen, was heute durch Noth und Elend verschüttet wird. Kräfte zur Schöpfung höherer Kultur werden dann frei: Gerade wenn das angenehme Sattwerden selbstverständlich ist, dann kann man sich mit den höchsten Dingen des Lebens befassen.

Da es ein Ammenmärchen ist, dass der Sozialismus eine undenkbbare Gleichmacherei aller Menschen erstrebe, da er vielmehr zum Ziel hat, durch Gleichheit der wirthschaftlichen Vorbedingungen die freie Entfaltung der unzähligen Kräfte und Fähigkeiten zu ermöglichen, so ist es durchaus unberechtigt, von einem Heerdenglück zu sprechen, vor dem allerdings

vornehme Naturen zurückschauern müssten. Jedoch wollen wir hinzufügen, dass ein Heerdenglück immer noch besser wäre als das heutige, jammervolle Heerdenschicksal der grossen Massen, das Unzählige zu lebenslänglicher, harter und stumpfsinniger Arbeit verurtheilt, ein Loos, bei dessen Anblick schon vornehme Naturen in tiefster Seele erbeben müssen. Ob Kant, Fichte und Andere mit dem obengenannten Moralsatz im Recht sind, ob nicht vielmehr auch bei diesen ein Lustgefühl ausschlaggebend ist, nämlich das durch die Erfüllung der Pflicht verursachte, das soll hier nicht erörtert werden, denn es ist absolut unerfindlich, warum nicht beide Ansichten in einer sozialistischen Gesellschaft möglich sein sollen. Gerade eine solche wird an Jedem die Anforderung stellen, die Pflichten gegen die Gesamtheit und damit gegen sich selbst zu erfüllen.

Man fürchtet aber nicht nur das Heerdenschicksal, sondern man fürchtet sogar auch das genaue Gegentheil, eine zu grosse Differenzirung:

4. Durch die Bequemlichkeit, zu Luxus und äusseren Genüssen zu gelangen, würden sehr Viele in groben Materialismus versinken, und es müsste sich eine ungeheure Differenzirung zwischen diesen und den geistig strebenden Idealisten bilden.

Antithese: Durch die Gewöhnung an äussern Reichthum würde man gegen derartige Güter gleichgiltig werden und höhere Ideale anstreben.

Bei Einwand 4 ist wohl nicht genügend berücksichtigt, dass der Sozialismus eine allgemeine Erziehung der Jugend ermöglicht, die im Stande ist, der sittlichen Versumpfung vorzubeugen; ausserdem will und wird eine sozialistische Gesellschaft durchaus kein Schlaraffenland sein; jeder Luxus wird natürlich erarbeitet werden müssen. Wo sollte er sonst auch herkommen? Unter solchen Umständen und infolge der allgemeinen Volksbildung wird sicher der „grobe Lebensmaterialismus“ ungleich geringer sein als heute, wo das höchste Vergnügen breiter Volksmassen leider noch in Tanz, Alkohol, Kegelschieben und Kartenspiel und bei den sogenannten höheren Ständen in Garderoben, Ballets, Rennen etc. besteht!

5. Bei Erhöhung einer sozialen Gruppe kann immer nur ein kleiner, befähigter Theil die neugebotenen Vortheile ausnutzen. Absolut genommen werden auch wohl die Uebrigen gehoben; in Relation zu den Befähigteren aber sinken sie; so findet auch hierdurch eine starke Differenzirung statt.

Hierbei wäre zunächst zu bestreiten, dass es sich um einen kleinen Theil handeln muss. Wir behaupten im Gegentheil, dass z. B. die soziale Erhöhung der Juden in diesem Jahrhundert dem weitaus grössten Theil ausserordentlich zu Gute gekommen ist. Ein nicht übermässig hoher Grad von Differenzirung ist doch übrigens durchaus nicht zu fürchten. Er bewahrt uns doch gerade vor dem Heerdenthum! Wenn aber der Einwand 5 wirklich ernst gemeint ist, so giebt es nur eine Konsequenz: prinzipiell Gegner jedes Fortschrittes zu sein. Ueber einen solchen Standpunkt hier aber noch zu diskutieren, hat aber wohl kaum einen Sinn. Der Grund, weswegen Dr. Simmel die starke Differenzirung nicht gelten lassen will, ergiebt sich aus folgender These:

6. Tritt starke Differenzirung der Individuen ein, so müssten sich neue Herrschaftsmächte der Stärkeren bilden, die umso aufreizender für die Schwächeren sein müssten, da ihr eigener Ausgangspunkt — die Gleichheit — dadurch negirt würde.

Neue Herrschaftsmächte! Diese können entweder psychische oder physische sein. Gegen erstere, gegen eine geistige Anleitung wird wohl Niemand etwas einzuwenden haben. Hat etwa Jemand schon gehört, dass die Arbeiter Marx es verübelt hätten, dass er begabter als sie Alle war? Sind sie ihm nicht vielmehr heute noch dankbar? Wenn er wirklich aufreizend gewirkt hat, so doch wohl nur, indem er Vielen den Antrieb zur Weiterbildung einimpfte. Wie sollte aber andererseits Jemand in einem demokratischen, sozialistischen Gemeinwesen auch bei der denkbar grössten Herrschsucht sich eine physische Macht erzwingen? Dr. Simmel muss die gewaltige Stärke des demokratischen Gedankens sehr

unterschätzen, sonst würde er wissen, dass ein solcher Mensch von der Gesamtheit einfach weggefegt werden würde.

Ogleich Dr. Simmel selber die allzugrosse Differenzirung zu fürchten scheint, glaubt er dennoch den altbekannten Einwand, der Sozialismus mache Alles gleich und langweilig, nicht übergehen zu dürfen. Er sagt:

7. Nach den Gesetzen des historischen Materialismus würde der ökonomischen Egalisirung eine geistige Nivellirung entsprechen. Damit würden alle Unterschiedsreize des Lebens fallen, und es würde sich ein eintöniges Grau ausbreiten. So wäre ein Absterben des sozialen Lebens zu fürchten.

Antithese: Die schädliche Schroffheit der Interessenkämpfe und der geistigen Kämpfe wird schwinden, da durch Ausgleichung des Milieus eine Egalisirung der Interessen und Ideale eintreten wird. Der Arbeitsertrag würde dem bei der Leistung aufgewandten Willen, der Anstrengung entsprechen. Die Liebesheirath, die an die Stelle der heutigen Geldheirath treten würde, ist die einzig mögliche, menschliche Zuchtwahl. Sie würde die denkbar höchste Garantie für Erzeugung gesunder und geistig höher veranlagter Menschen bieten. Die Gleichheit der Ausbildung wird Individualnuancen hervortreten lassen, die heut der Klassencharakter unterdrückt.

Wir erachten die Anwendung der Gesetze des historischen Materialismus, wie sie Dr. Simmel giebt, für eine durchaus falsche. Der ökonomischen Egalisirung, d. h. genauer ausgedrückt, der Egalisirung der ökonomischen Vorbedingungen für jeden Einzelnen entspricht lediglich die Gleichheit in der Möglichkeit, sich geistig auszubilden, für jeden Einzelnen. Das bedeutet aber nicht geistigen Tod, sondern geistiges Leben. Ja, wenn Alle dieselbe primitive Thätigkeit auszuüben hätten, dann würde sich eine gewisse Verödung und Gleichheit des geistigen Lebens zeigen (man denke nur an Bauern, Fischer etc.), jedoch bei der ungeheuren Arbeitstheilung der Zukunft wird dementsprechend sich eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit ergeben in der Art, wie Jeder die ihm gegebene Möglichkeit, sich zu bilden, benutzt. Gerade Kunst und Wissenschaft werden sich in ungeahnter, garnicht absehbarer Weise entwickeln. Stets hat sich auch bisher gezeigt, dass das Bild des geistigen Lebens mit Fortschreiten der Kultur immer bunter und farbenprächtiger sich gestaltet. Wie sollte das wohl anders werden, wenn die Menschheit den gewaltigen Schritt vom Kapitalismus zum Sozialismus vorwärts thut?

8. Selbst in einer sozialistischen Gesellschaft würden keine grossen Aenderungen des psychologischen Zustandes eintreten; denn die Unterschiedsempfindlichkeit, die sich heute an grosse Besitzunterschiede knüpft, würde sich dann an ganz minimale Dinge heften.

Antithese: Anwachsen der Empfindlichkeit für kleinere Reize begleitet das Fortschreiten der Kultur. Es würde und müsste beim Sozialismus eintreten.

Dass thatsächlich eine Aenderung der Unterschiedsempfindlichkeit eintreten wird, ist selbstverständlich; keineswegs aber ist denkbar, dass dieselbe proportional der ungleich weitgehenderen Aenderung der Lebensverhältnisse sein wird. Wenn heute die gewaltigen Besitzunterschiede die Menschen bis zur Raserei treiben können, so dass sie sinnlos Bomben werfen und unschuldige Menschen niederstechen, so ist kaum anzunehmen, dass ein ähnliches Verhalten durch ganz minimale Dinge in Zukunft hervorgerufen werden wird. Niemals werden auch derartige seelische Zustände noch vorkommen können, wie sie heute im ständigen Gefolge der Armuth sind, verursacht durch Hunger, Krankheiten ohne Pflege, Ueberarbeitung, nagende Sorgen etc. etc. Kummer, Aerger, Enttäuschung wird es wohl auch dann noch geben, aber die entsetzliche Qual der hoffnungslosen Verzweiflung, des verbissenen Ingrimms wird schwinden. Auf keinen Fall ist eine Verschlechterung der seelischen Zustände zu erwarten. Ehe Dr. Simmel sich den weiteren Fragen nach der Art der seelischen Verfassung in einer sozialistischen Gesellschaft zuwandte, äusserte er noch einige mehr praktische Bedenken. Er führte aus:

9. Wenn quantitativ entsprechende, qualitativ aber verschiedene Arbeiten gleich gewerthet werden, dann wird Keiner die hässlichere, rohere und schmutzige Arbeit leisten wollen. So wird gerade an den niedern Arbeiter die grössere Anforderung inbetreff idealer Hingabe für die Gesamtheit gestellt. Der Hinweis der Sozialisten auf Fortschreiten der Technik will hierfür nichts bedeuten, denn dann ist ja jede andere Verfassung ebenso gut. Längere Arbeitszeit für leichtere Arbeit geht nicht, weil oft die schwerere Arbeit auch die längere Zeit erfordert. Man kann sich nicht denken, dass Jemand $\frac{1}{2}$ Stunde im Arsenik-Bergwerk arbeitet und dann 5 Stunden Wissenschaft treibt. Der ganz radikale Standpunkt endlich, dass die ganz schweren und gefährlichen Arbeiten überhaupt unterbleiben sollen, ist undiskutirbar.

Dr. Simmel hat versucht, die Entgegnungen der Sozialisten auf seinen Einwand abzuschneiden, indem er sie vorwegnahm. Aber auch seine Widerlegung der Widerlegungen muss unseren heftigsten Einspruch herausfordern. Wie? Der Fortschritt der Technik hätte zur Folge, dass die Art der sozialen Verfassung völlig gleichgiltig wäre? Wer Derartiges glaubt, der sei auf den von Marx gelieferten Nachweis hiermit hingewiesen, dass jede neue Maschine in der kapitalistischen Gesellschaft nur ein neues Werkzeug zur Ausbeutung und Verelendung des Proletariats darstellt, dass dagegen in einer sozialistischen Gesellschaft jede neue Erfindung nicht nur im vollsten Umfang verwerthet werden kann, sondern auch der Gesamtheit durch Arbeitsverringering oder Arbeitsverbesserung Nutzen bringt. Ferner steht es wohl ausser Frage, dass bei dem Streben nach sozialer Gerechtigkeit sich der Satz durchringen wird: Je schwerer die Arbeit, desto kürzer die Arbeitszeit. Falls aber lange Arbeitszeit nöthig ist, so liegt ja das Mittel, diese Schwierigkeit zu überwinden, auf der Hand. Man wird eben genügend oft Ablösungen vornehmen oder aber, wo das nicht angängig ist, auf mit Arbeit stark belastete Tage völlig arbeitsfreie folgen lassen. Wie weit man hierin zu gehen haben wird, das wird am sichersten die Stärke des Angebots für eine derartige Arbeitsleistung zeigen. Warum der Einzelne nicht mit Kopf- und Handarbeit abwechseln kann, dafür einen Grund anzugeben, hat Dr. Simmel verabsäumt. Wir kennen nur Gründe, die dafür sprechen, denn die Verkümmierung bestimmter Organe, wie sie die heutige einseitige Beschäftigung so überaus oft hervorruft, muss auf die Dauer zu einer unheilvollen Degeneration der ganzen Rasse führen. Dass zu schmutzigen und rohen Arbeiten sich Niemand finden wird, ist völlig verkehrt. Auch hier muss nur eine entsprechende Werthung der Arbeitsleistung eintreten. Zeigen doch schon heute selbst die sonst so verwöhnten Söhne der Bessersituirten, dass sie als Mediziner Leichen seziren, als Chemiker Kothuntersuchungen etc. anstellen, ohne darüber unzufrieden zu sein. Im Gegentheil, derartige Arbeiten werden sehr gern verrichtet — man frühstückt sogar vergnügt dabei! Und nun zu den ganz gefährlichen Arbeiten! Ob diese unterbleiben sollen oder nicht, darüber zu diskutieren wäre zwecklos, weil sich ja die ganz einfache Alternative ergibt: Entweder man leistet überhaupt Verzicht, oder aber Diejenigen, welche das nicht wollen, legen selber Hand ans Werk, um ihr Bedürfniss zu befriedigen. Keinesfalls wäre es angängig oder auch nur möglich, Andere, die zum Verzicht bereit sind, zur Arbeit zu zwingen. Auch hier wird die rapide fortschreitende Technik gründliche Abhilfe schaffen können.

Der nächste Einwand:

10. Bei Gleichwerthung von Kopf- und Handarbeit verliert die erstere mehr, als die letztere gewinnt, fällt in sich zusammen, da Niemand an Gleichwerthung denkt. Auch hier wird man nach bestimmten Relationen verfahren müssen, die aus Angebot und Nachfrage resultiren. — In der weitern Fortführung seines Gedankenganges behandelte nun Dr. Simmel die Frage, ob die Menschen wohl, wenn trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten endlich doch der Sozialismus siegreich geworden wäre, unter seiner Herrschaft glücklich sein könnten. Diese Reflexionen begann Dr. Simmel mit einer überaus bedenklichen Aeusserung:

11. Dauernde Glücksempfindung ist nur dann möglich, wenn man den eigenen Zustand mit fremden Unglück vergleichen kann. Das wäre in einer sozialistischen Gesellschaft unmöglich.

Es ist ja ungemein leicht den hier gemachten logischen Fehler aufzudecken. Simmel versucht nicht mehr und nicht weniger, als aus der Prämisse, in der sozialistischen Gesellschaft giebt es kein Unglück, ihr genaues Gegenteil, Niemand kann in dieser glücklich sein, abzuleiten. Wichtiger, als logischen Tütleien nachzuhängen, erscheint es aber uns, auf den Unterschied, der zwischen bürgerlicher und sozialistischer Ethik zu bestehen scheint, hinzuweisen. Obgleich, wie Dr. Simmel selbst erzählte, er nach unserer Meinung mit vollem Recht mit jenem Kirchenvater verglichen hat, der da meinte, das höchste Glück der Seligen sei, auf die Qualen der Verdammten herabzublicken zu können, vertheidigte Dr. Simmel mit aller Entschiedenheit den Satz, zu eigenem Glück wäre fremdes Unglück nöthig. Der konsequente Vertreter einer solchen Ethik ist doch wohl der Mörder, der sich hohnlachend an den Qualen seines unter seinem Schlachtmesser zappelnden Opfers weidet.

Wenn der Reiche beim Anblick des Bettlers sich behaglich die Hände reibt und darüber schmunzelt, dass er im weichen Wagen dahinsausen kann, während Jener stundenlang auf hartem Stein hocken muss, so ist das ja bei einem gewissen Niveau der Bildung und Gesittung verständlich, aber das ist doch ein Glück, vor dem — um mit Dr. Simmel zu reden — vornehme Naturen zurückschauern müssen. Wir glauben Herrn Dr. Simmel versichern zu können, dass ganz im Gegensatz zu seiner Anschauung ein Sozialist sich auch bei persönlich günstigen Lebensumständen nicht glücklich fühlt, wenn er bei seinen Mitmenschen Elend und Unglück wahrnimmt. Sieht er die Anderen aber glücklich, so ist das keineswegs für ihn ein Grund weniger zufrieden zu sein, sondern er huldigt im Gegentheil dem vom Volksmunde ausgesprochenen Grundsatz: Getheilte Freude ist doppelte Freude. Doch wenn auch all' dem nicht so wäre, so würde dennoch kein Grund vorliegen, weniger Sozialist zu sein. Handelt es sich doch wohl weniger darum, das Glücksideal zu erreichen, als vielmehr in erster Linie mit dem tausendfältigen Unglück unserer Tage aufzuräumen. Und weiter; selbst wenn im sozialistischen Gemeinwesen der materielle Besitz keine Glücksempfindung mehr hervorrufen könnte, so werden doch idealere Güter erungen werden können, die eine höhere und reinere Befriedigung den Menschen verschaffen. Und selbst für die, welche ohne fremdes Leid ihr Glück nicht finden, wird wohl mehr als gut-ist, gesorgt sein: Tod, Krankheit, Unglücksfälle, Streit und Misserfolg werden wohl für die goldenen Freuden dieser Leute einen noch immer genügend schwarzen Hintergrund abgeben. Allein Dr. Simmel hat noch einige andere Bedenken. Er reflektirt folgendermaassen:

12. Vielleicht besteht Menschenglück nur immer in einem Suchen und Streben nach einem Ziel, nicht im Ziele selber. Dann würde also der erreichte Zustand des Sozialismus auch kein Glück bieten können. Mag auch jetzt die Gleichheit als das Glücksideal erscheinen, so wird dennoch, falls sie vorhanden, ein anderes Glücksideal sich zeigen.

Gesetzt, es liesse sich hiergegen nichts einwenden, so wäre doch dies keine Mahnung vom Kampf für den Sozialismus abzulassen, sondern sogar eine Verheissung, dass in ihm das Glück zu finden sei. Man greife also zu, und wenn später einmal sozialistische Zustände dem menschlichen Glücksbedürfniss nicht genügen sollten, dann möge eben nach wie vor die Losung: Vorwärts! lauten. In einem weitem Einwand spukt noch einmal das Gespenst der Gleichmacherei. Es heisst da:

13. Weil in verschiedenen Zuständen eine gesteigerte Nivellirung gesteigertes Glück anzeigt, so schliesst man, völlige Nivellirung bedeute völliges Glück. Das ist ein falscher Schluss.

Zugegeben, aber — das fügen wir hinzu — was „man“ für Schlüsse macht, geht die Sozialisten garnichts an, denn sie wollen ja garnicht die absolute Nivellirung und können es auch garnicht wollen.

Zuguterletzt wird noch — Pessimismus ist Mode — die Unmöglichkeit des Glückes bewiesen:

14. Entweder werden die ökonomischen Glücksmittel je nach der Empfänglichkeit der Individuen verschieden vertheilt, dann fühlen alle die sich unglücklich, die weniger besitzen und den Glauben hegen, dass das Glück den äusseren Glücksgütern entspricht; denn diese besitzen ja nicht die Möglichkeit, den Seelenzustand der Mehrbesitzenden genau zu kontrolliren. Oder aber die ökonomischen Glücksmittel werden gleich vertheilt, dann bedingt wieder die verschiedene Empfänglichkeit verschiedenes Glücksempfinden. Also kann es keine völlige Befriedigung durch irgendwelche Vertheilung der äusseren Güter geben.

Die Besprechung dieses recht interessanten Themas würde zu weit führen. Für unsere Frage, ob die psychologischen Konsequenzen des Sozialismus wünschenswerth und erstrebenswerth sind, muss die Erwägung genügen, dass selbst wenn die Gütervertheilung der sozialistischen Gesellschaft nicht absolute Befriedigung schaffen kann, dennoch immer noch mehr Garantien für ein Höchstmaass von Glück bestehen, als sie irgend eine Gesellschaftsform sonst, am allerwenigsten die kapitalistische, bieten kann.

Wir kommen nun zu dem so ziemlich einzigen Punkt des Kollegs, der lediglich eine Befürwortung des Sozialismus ohne jedes Bedenken enthält:

15. Die Gegenwart bietet das Bild einer unorganischen, völlig zufälligen, chaotischen und irrationellen Produktion. Der Bau der sozialistischen Gesellschaft dagegen ist symmetrisch, die Produktion einbewusst und rationell geleitete. Der Sozialismus will sowohl in ökonomischen Dingen wie in allen feineren Lebensbeziehungen rationell verfahren.

Gerade diesen ins Auge springenden Vorzug sozialistischer Einrichtungen benutzte Dr. Simmel, um dem Sozialismus noch ein letztes Nein und ein letztes Ja entgegenzustellen, und zwar diesmal vom ästhetischen Standpunkt aus.

16 Ein höher ausgebildeter Geschmack zieht die Asymmetrie der Symmetrie vor. Die Gleichgiltigkeit gegen das Prinzip der Kraftersparniss durch Symmetrie giebt dem Individualismus etwas Vornehmes. In der Befreiung des individuellen Falles von seinem Pendant liegt ein eigenartiger Reiz. Von diesem Gesichtspunkt aus wird die symmetrische, sozialistische Gesellschaft einen unästhetischen Eindruck machen.

Anthithese: Der utilitarische Reiz, den die sozialistische Gesellschaft durch ihren symmetrischen Aufbau bietet, ist zugleich auch ein ästhetischer Reiz. Ihr Bild würde deswegen ästhetisch schön sein, weil wir darin ein Maximum sozialer Vorzüge mit einem Minimum geistiger Anstrengung wahrnehmen können.

Wenn wir auch den ästhetischen Gesichtspunkt für die uns beschäftigende Frage für ziemlich unwichtig erachten, da der historische Materialismus lehrt, dass nicht der Geschmack die ökonomisch-sozialen Verhältnisse umgestaltet, sondern dass diese ihn verändern, so wollen wir dennoch mit einigen Worten auf diesen letzten Einwand eingehen. Gefällt uns ein schielendes Gesicht? Sicherlich nicht. Dennoch behauptet Dr. Simmel, ein ausgebildeterer Geschmack ziehe die Asymmetrie der Symmetrie vor; gerade in der Befreiung des individuellen Falles vom Pendant (in unserm Beispiel also im Schielen) liege ein eigenartiger Reiz. Fragen wir uns, warum das Schielen unser Missfallen erregt, so finden wir als letzten Grund, dass das Schielen ein Krankheitszustand und als solcher unzweckmässig ist. In der ganzen Natur finden wir die überaus teleologische Erscheinung, dass das Wohlgefallen am zweckmässigsten haftet. Dem Manne gefällt instinktiv das Weib, deren Körperformen eine sichere Garantie für Kindergebären und Kindernähren bieten. So ist es auch das Natürliche, dass, wenn wir überhaupt ein ästhetisches Urtheil über eine Staatsform fällen, unserem Geschmack diejenige am ehesten zusagen wird, welche den

höchten Grad der Zweckmässigkeit erreicht. Dass diese Anforderung aber von der sozialistischen Gesellschaft möglichst erfüllt wird, das hat ja Dr. Simmel selbst zugestanden.

Wir sind am Ende. Auf einem neuen Kampfesfeld hat man der sozialistischen Weltanschauung den Fehdehandschuh hingeworfen, doch auch hier, glaube ich, kann der Sieg dieser nicht entgehen. Wir können die Ueberzeugung mit uns nehmen, dass wir nicht nur in materieller, sondern auch in ideeller Hinsicht fast nichts zu verlieren, aber durch den Sozialismus ungeheuer viel zu gewinnen haben.

Das Publikum.

Von

Therese Schlesinger - Eckstein.

(Wien.)

Das Publikum stellt sich der Beobachtung hauptsächlich in zwei Formen dar: entweder als eine Ansammlung von Individuen, die für eine kurze Spanne Zeit unter gleiche oder doch sehr ähnliche Lebensbedingungen gesetzt sind und dadurch unwillkürlich gemeinsam eine Individualität bilden, so im Theater, in Versammlungen und auf öffentlichen Plätzen, oder als eine Gesamtheit von Menschen, von der jeder dem Objekt, dem gegenüber er Publikum ist, einzeln entgegentritt, so bei der Lektüre und bei Beobachtung von Bildern und anderen Kunstwerken.

Die Psychologie des Publikums Büchern und Bildern gegenüber ist eine ungemein komplizirte, denn die Urtheils- und Anschauungsweise der Einzelnen tritt ja nur sehr vermittelt, ja verfälscht an den heran, der sich mit diesem Studium befassen will. Dass der durchschnittliche Leser oder Kunstbeobachter sich selten ein eigenes Urtheil bildet, dass Presse und geselliger Verkehr auf dieses Urtheil stark modifizierend einwirken und dass die Mode auf kein Gebiet tyrannischer einwirkt als auf das der Litteratur und Kunst, das sind Wahrheiten, die sehr wesentlich sind für die Beurtheilung des Publikums und mit denen auch der Autor und Künstler rechnen muss, dessen hauptsächliches Streben nach Erfolg beim Publikum geht; doch sind all diese Einwirkungen so schwer zu berechnen, dass dabei sehr häufig Irrthümer unterlaufen und jener wenig begründete Erfolg viel öfter zufällig Jemand in den Schooss fällt, als er durch genaue Kalkulation erreicht wird.

Etwas weniger unberechenbar scheint mir das Publikum dort zu sein, wogleichzeitig auf die Glieder desselben eingewirkt wird, in Theatern, Konzerten, Versammlungen.

Was das Theater anbelangt, so wird wohl oft gesagt, dass auch die erfahrensten Schauspieler und gewiegtsten Direktoren selten mit Sicherheit vorherzusagen können, ob ein Stück oder ein Schauspieler gefallen werde oder nicht. Das Theaterpublikum ist vielleicht mehr als jedes andere aus den Angehörigen sehr verschiedener Klassen mit sehr verschiedenem Bildungsgrad zusammengesetzt, denen nicht einmal der Zweck dieses Besuches immer ein gemeinsamer ist. Daher mag die Wandelbarkeit des Theater-Publikums kommen. Ein grosser Ball, der am selben Abend stattfindet, eine Premiere in einem andern Theater hält an irgend einem Abend die oberen Schichten des Publikums von einer Vorstellung zum Theil fern und lässt die bescheidenen Elemente prävaliren. Ein anderes Mal wieder hält schlechtes Wetter, Ebbe in der Kasse am Ende des Monats.

oder der Woche das „mindere“ Publikum ab und macht dadurch die Stimme der „noblen“ Leute mehr ausschlaggebend. Solche an sich kaum bemerkbaren Veränderungen in der Zusammensetzung des Publikums mögen manchmal über die Aufnahme eines Stückes oder neuen Schauspielers entscheiden, so wie sie auch sonst den Charakter der Zuschauerschaft modifiziren. Trotzdem aber weist diese gewisse Eigenschaften auf, die sie nie ganz verliert.

Viel Gutes lässt sich von unserm Theater-Publikum wohl nicht sagen. Die meisten einzelnen Glieder sind viel gescheider und geschmackvoller als die Gesammtheit. Jede feinere Anspielung wird von dem grossen Publikum nicht verstanden und erst dann durch Beifall belohnt, wenn die Presse sie in ihren Kritiken dem Verständniss näher gebracht hat; dann freilich bemühen sich Viele in plumper und aufdringlicher Weise zu zeigen, dass sie den Witz verstehen. Sehr oft wird gelacht, wo garnichts zu lachen ist, so wenn eine der handelnden Personen etwas sagt, das nicht ganz wörtlich zu nehmen ist. Es mag die bitterste Ironie, die schmerzlichste Satire oder eine krasse Uebertreibung sein, in der sich die Leidenschaft austobt, das Publikum ist vor allem andern bemüht, durch lautes Gelächter zu zeigen, dass es nicht etwa dem Autor aufsitzt und Alles für baare Münze nimmt.

Nicht viel mehr richtiges Verständniss und Feinfühligkeit bekundet oft das Publikum, wenn es plötzlich gerührt ist. Auf der Bühne erzählt irgend eine ganz gleichgiltige Person, dass heute vor 100 Jahren ihre Urgrossmutter gestorben sei, oder sie erinnert sich zufällig, dass sie auch einmal ein kleines Kind war, ein ganz kleines Kind, — und mit einem Mal dringen aus allen Ecken des Hauses schüchterne Töne an unser Ohr, leises Räuspern, Husten und Schneuzen, bis wir erstaunt um uns blicken und sehen, wie sich jeder Zweite oder Dritte von unseren Nachbarn verschämt die Augen trockenet.

Im Ganzen ist das Publikum, zum mindesten in Wien, sehr gutmüthig, so lange es nicht gereizt wird oder ihm bei Hintansetzung dieser Gutmüthigkeit eine grosse Extra-Unterhaltung winkt, eine „Hetz“, wie man bei uns sagt. Dann freilich werden nicht nur Weiber zu Hyänen. Sonst aber ist es gern bereit, junge Kräfte zu beschützen, linkische und schüchterne Menschen zu ermuthigen, und es gab noch vor wenigen Jahren in Wien einen hervorragenden Komponisten, dem sein naives blaues Baumwolltaschentuch von ungeheuren Dimensionen mehr Beifall eintrug, als seine schönsten Symphonieen.

Es mag wohl sein, dass gerade das Konzert-Publikum um so dankbarer für kleine komische Zwischenfälle ist, als gewöhnlich ein schwerer Ernst auf ihm lastet. Darin ist es vom Theater-Publikum wesentlich unterschieden. Selbst bei einer klassischen Tragödie macht das Publikum viel mehr den Eindruck, sich unterhalten zu wollen, als bei einem fashionablen Konzert. Da will fast jeder Einzelne durch sein gesammeltes und getragenes Wesen darthun, dass er zu den Eingeweihten gehört.

Das Konzert-Publikum zerfällt in zwei Hauptgruppen, zwischen denen sich die kleineren befinden. So die nicht sehr zahlreiche Derjenigen, die wirklich musikalische Bildung besitzen, die, wie Bildung überhaupt, einfach und natürlich macht; dann die Gruppe Jener, die nicht zu den Kunstverständigen gehören, aber sich dem Eindruck der Musik anspruchslos und harmlos hingeben, auch wohl die kleine Gruppe Derjenigen, die manchmal durch triviales Geplauder die anderen Zuhörer stören; es sind ihrer wirklich so Wenige, dass man Unrecht thut, wenn

man viel von ihnen spricht. Die Hauptgruppen aber bilden erstens Diejenigen, die Beruf oder Neigung in persönlicher Beziehung zu den ausübenden Künstlern bringt, und die verklärten Anflitzes und mit verdrehten Augen dasitzen, bemüht auch dem allerflüchtigsten Beobachter zu zeigen, dass für sie die Schönheiten des Gebotenen dreimal so schön sind als für alle Anderen. Manchmal freilich sind sie auch nicht zufrieden, sondern bemüht, Entrüstung oder Geringschätzung für die Leistungen des Künstlers auf ihrem Gesicht ebenso deutlich als massvoll zum Ausdruck zu bringen. Das sind die Parteimenschen in der Musik. Sie wissen, ehe sie den Konzertsaal betreten, schon genau, ob sie entzückt oder empört sein werden.

Diesen steht als zweite Hauptgruppe diejenige der Eingeschüchterten gegenüber, solche, die wissen, dass man nicht zum Vergnügen in ein klassisches Konzert geht, sondern dass es da harte Arbeit zu leisten gilt. Sie gestatten sich so wenig Lebensäußerungen, als nur irgend möglich, um nur bei den Eingeweihten, die sie bewundern und beneiden, kein Aergerniss zu erregen.

Nach Stand und Bildungsgrad ist das Konzert-Publikum viel einheitlicher, als das des Theaters; es umfasst beinahe nur das „gebildete“ Bürgerthum.

Eine ähnliche Schicht der Gesellschaft finden wir bei litterarischen und wissenschaftlichen Vorträgen, deren Veranstaltung keinen demokratischen, volksbildnerischen Charakter trägt. Dasselbe Streben, zu zeigen, dass man den Dingen, die geboten werden, volles Verständniss entgegenbringe und dieselbe Angst, sich zu blamiren.

Da besitzen doch Arbeiter ein ganz anderes Selbstgefühl. Sie lauschen bei musikalischen, sowie bei gesprochenen Vorträgen lautlos und aufmerksam, selbst wenn es sie langweilt, aus Achtung vor dem Künstler oder dem Mann der Wissenschaft, aus Achtung vor Kunst und Wissenschaft überhaupt. Nachher sprechen sie sich ebenso offen als bescheiden darüber aus, ob sie das Gebotene verstanden haben oder nicht, und ob es ihr Interesse erregt hat oder nicht.

Wieder ein anderes Bild des Publikums bieten uns bürgerliche Vereinsversammlungen. Hier lernen wir auch das fortschrittliche Philisterthum kennen. Man bringt Allem Interesse entgegen, will von Allem hören, und die radikalsten Ansichten finden am meisten Anklang, so lange man sie nicht in Handlungen umzusetzen braucht. So mindestens ist es in Oesterreich, und ich füge hier gleich hinzu, dass mir das fortschrittliche Bürgerthum in Berlin, wie ich es auf dem internationalen Frauenkongress kennen lernte, einen wesentlich andern Eindruck machte.

Bei unseren Libéralen, Demokraten, Sozialpolitikern, Frauenrechtlerinnen und was sonst in unbestimmterer Färbung diese Parteien umgiebt, findet nichts so ungetheilten Beifall, als die schärfste Kritik der bestehenden Verhältnisse, der bürgerlichen Vorurtheile und Engherzigkeiten, als der Ausdruck der Entrüstung über Alles, was das Bürgerthum, auch das fortschrittliche, tagtäglich denkt, sagt und thut. Je heftiger die Angriffe gegen die landläufige Moral und die Urtheilskraft des Durchschnittsbürgers werden, je dichter die Schläge von der Rednertribüne herab auf sein Haupt niedersausen, um so wohler fühlt sich dieses bürgerliche Durchschnittspublikum. Mit denjenigen Rednern, die gegen dasselbe die beissendste Ironie, den bittersten Hohn anwenden, wird ein förmlicher Kultus getrieben. Die Rednertribüne wird dicht umdrängt, und jeder boshafte Ausfall mit jubelndem Beifall belohnt.

Zum Theil mag die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung darin liegen, dass Jeder die Fehler seiner lieben Mitmenschen besser kennt als seine eigenen und darum sich selbst weit weniger getroffen glaubt als die Anderen, und den Nachbar durchhecheln zu sehen, macht eben den meisten Menschen Vergnügen. Zu einem andern Theil aber lässt diese sonderbare Vorliebe des fortschrittlichen Bürgerthums sich vielleicht dadurch erklären, dass die Mehrzahl jener Menschen doch schon aus ihrem sicheren Behagen aufgerüttelt ist. Ihr soziales Gewissen regt sich schon manches Mal, und nun gewährt ihnen der radikale Redner die Sicherheit, dass jene unangenehmen Fragen, mit denen sie sich selbst nicht eingehend befassen mögen, von Anderen studirt und ergründet werden, dass Andere ihnen die Last abnehmen, das zu wollen, was selbst zu wollen sie nicht den Muth finden, und während sie im alten Schlendrian behaglich hintrotten, Andere dahin streben, die Welt so einzurichten, wie sie selbst sie gerne einrichten würden, wenn es weder Mühe noch Geld kostete.

Es schien mir auffallend, dass auf dem Berliner Frauenkongress die Accuserungen der sozialdemokratischen Rednerinnen auf entschiedenem Unwillen stiessen, und dass eine sehr gute Rede, in welcher die Ausbeutung und Unterdrückung der weiblichen Dienstboten im bürgerlichen Haushalt, die Schilderung ihrer Vereinsamung und des Undanks, dem ihre Treue oft begegnet, die versammelten Frauen ganz kalt liess. In Wien hätte ein grosser Theil der Zuhörerinnen geglaubt, den Saal nicht verlassen zu können, ohne vorher dem Redner dankbar und gerührt die Hand gedrückt zu haben, und gar Manche von diesen wäre dann nach Hause geeilt, um eventuell der Köchin eine ganz anschnliche Dosis Zorn und Verachtung zu bezeigen, wenn der Braten um eine Schattirung brauner gerathen wäre, als ihn der Gnä' Herr liebt. Das ist aber nicht Heuchelei bei unseren Damen, sondern Unklarheit des Denkens und Gefühlsverschwommenheit.

Einen auffallenden Unterschied zwischen dem Betragen der Zuhörer in Berlin und in Wien konnte ich auch bemerken, als ich in Berlin an einer sozialdemokratischen Volksversammlung theilnahm. Ich empfieng damals einen so tiefen Eindruck, und die Haltung der Berliner imponirte mir so sehr, dass ich sie hoch über diejenige unserer Wiener Genossen stellte. Wohl mit Unrecht. Schliesslich hat jedes Volk seine Eigenthümlichkeiten, die man gelten lassen muss, und es geht nicht an, eines nach dem Vorbild des anderen zurechtziehen zu wollen.

Mir imponirte die Ruhe und Gelassenheit, mit der die Berliner Arbeiter einen Gegner reden liessen, und zwar einen, der durch Dummheit und Engherzigkeit sehr zum Widerspruch reizte. Als aus dem hintern Theil des Saales ein schwaches Gemurmel hörbar wurde, unterbrach die Vorsitzende den Redner und wies die ungeduldigen Genossen mit scharfen Worten zurecht. Hierauf konnte der Redner sein nicht endenwollendes Geschwätz bei lautloser Stille fortsetzen.

Das wäre in unseren Versammlungen kaum möglich. Unsere Genossen sind zwar durchdrungen davon, dass man auch dem widerwärtigsten Redner volle Redefreiheit gestatten müsse, aber diese Freiheit besteht hauptsächlich darin, dass man ihm bereitwillig das Wort ertheilt und ihm die Rednertribüne für so lange überlässt, als er sie nur einnehmen will, und das sind Freiheiten, wie sie uns unsere Gegner kaum jemals in ihren Versammlungen gönnen; aber die Zumuthung, sich während der Rede eines Gegners, besonders wenn dieser

in gehässiger Weise spricht, ganz ruhig verhalten zu sollen, würde viele von unseren Parteigenossen überraschen.

So völlig ruhig, wie die Berliner einen Gegner anhören, lauschen wir kaum je den beliebtesten Rednern aus unseren eigenen Reihen. Je besser ein Referat gefällt, um so öfter wird es durch Bravo und alle erdenklichen anderen Zwischenrufe unterbrochen.

Der Zwischenruf spielt ja überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle im politischen und parlamentarischen Leben Oesterreichs. Es giebt Redner, die ohne Zwischenrufe kaum reden können, jenen bei uns nicht seltenen Personen gleich, die sich in einer privaten Debatte geschlagen fühlen, nicht etwa, sobald man sie unterbricht, sondern wenn man sie ausreden lässt.

Von unseren sozialdemokratischen Rednern gilt das keinswegs. Sie sind auf Zwischenrufe nicht angewiesen, denn fast Jeder von ihnen ist gewöhnt, mitunter auch vor indifferenten Zuhörern zu sprechen, die sich so passiv als möglich verhalten. Wo aber einmal ein Stock organisirter Genossen in den Versammlungen anzutreffen ist, da fehlt es auch an zustimmenden, aufmunternden, mitunter sehr schlagfertigen und witzigen Zwischenrufen nicht, und wenn der Redner diese aufgreift und daran anknüpft, so macht das den Versammelten das grösste Vergnügen.

Unsere Genossen in Deutschland würden die vielen Zwischenrufe wohl als eine Unsitte empfinden; mir scheint indessen, dass eine so aktive Theilnahme Vieler an den Versammlungen dazu beiträgt, das Interesse an denselben bei den Einzelnen zu erhöhen.

Zu Gunsten der Zwischenrufe aber, durch die der Gegner unterbrochen wird, lässt sich wohl nicht viel anführen, zu ihrer Erklärung die grössere Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit unserer Bevölkerung. Sie in geziemenden Grenzen zu halten, ist Sache des Vorsitzenden, seines Taktgefühls und seiner Energie; am meisten aber vermag gegen diese Unart der gegnerische Redner selbst. Ein Appell seinerseits an die Loyalität der Versammlung wird gar nie ihre Wirkung verfehlen.

In dem bisher Gesagten habe ich versucht, das Publikum, soweit ich Gelegenheit hatte, es kennen zu lernen, und nur in Bruchstücken und Bildern, wie sie sich mir gerade aufdrängten, zu schildern. Es wäre gewiss interessant und lehrreich, wenn dieses Thema einmal eingehender und mehr systematisch behandelt würde, eine Aufgabe, deren Durchführung ich aber Berufeneren überlassen muss:

Einen gewissen Grad von Regelmässigkeit in dem Vorgehen auferegter, fanatisirter oder verzweifelter Volksmassen zu finden, wäre gewiss in vieler Beziehung wichtig, ebenso wenn es gelänge, die Regeln zu entdecken, mittels welcher die Einwirkung der Masse auf den Einzelnen erziehlich zu verwerthen wäre, und wenn man herausfände, welche Eigenschaften des Individuums gefördert und welche unterdrückt werden, wenn es gleichzeitig mit sehr vielen anderen Individuen gewissen Seelenaffekten ausgesetzt wird.

Sehr lehrreich, glaube ich, müssten Studien darüber sein, wie sich das Volk; die Menge, das Publikum zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Ländern verhalten hat. Die Weltliteratur giebt darüber sicher manchen Aufschluss, wenn auch nur sehr Weniges im direkten Hinblick auf diese Frage dürfte geschrieben worden sein.

Rundschau.

Bücher.

S. Merlino: Fermes et essence du socialisme. Avec préface de G. Sorel. Paris 1898; Giard & Brière. XLV und 294 S. 8°. Preis 3,50 Frs.

Der wissenschaftliche Sozialismus ist zur Zeit unlegbar in einer gewissen Umwandlung begriffen, und wenn die theoretischen Grundlagen des Marxismus auch noch wenig erschüttert sind, weil zur Zeit ein grosser Theoretiker vom Schlage Marx' eben nicht existirt, so beginnt doch die Kritik an allen Ecken und Enden bei den Einzelercheinungen einzusetzen, und einzelne Schlussfolgerungen der Marx'schen Doktrinen als unvereinbar mit der thatsächlichen Entwicklung unserer Tage hinzustellen. Bei uns in Deutschland beginnt dieses Bestreben namentlich mit den Bernsteinschen Artikeln in der Neuen Zeit, und wenn diese auch nur eine höchst provisorische Kritik darstellen, so haben sie doch zweifellos den Anstoss zu einer ganzen Reihe von Untersuchungen gegeben. Ich erinnere nur an die Artikel-Serie Paul Kampffmeyers, die er in diesen Blättern veröffentlicht, und die er dann in seiner Broschüre: Mehr Macht! zusammengefasst hat; ich erinnere an die Aufsätze von Conrad Schmidt im Vorwärts und in der Neuen Zeit u. a. m. Jedenfalls ist jetzt zweifellos allenthalben das Bedürfniss nach einer Regenerierung der wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus geweckt.

Im Auslande hat diese Kritik bereits früher eingesetzt. Merlino, noch vor zwei Jahren einer der ersten Vertreter des Anarchismus, d. h. im Wesentlichen der antiparlamentarischen, unpolitischen Taktik, hat sich auf Grund selbständiger Forschungen zunächst von jenem anarchischem Dogmatismus losgesagt, weshalb er auch von seinen früheren engeren Gesinnungsgenossen sehr bald in Acht und Bann gethan wurde (vergl. den Artikel von Albert Weidner im letzten Juni-Heft dieser Zeitschrift), und ist dann zu dem Resultate gelangt, dass die verschiedenen Richtungen überhaupt noch nicht auf sehr festen Prinzipien beruhen, dass man alle einer umfassenden Revision unterwerfen und ein neues System aufstellen müsse. Wir verweisen unsere Leser hierbei auf den Artikel Merlino's, der vor einem Jahre in dieser Zeitschrift erschienen ist (Sozialismus und sozialistische Doktrin. Soz. Monatshefte, 1897, pag. 535 ff.)

In zwei Schriften: Pro e contra il socialismo und L'Utopia collettivista, hat er den Grundstein zu diesem System zu legen versucht. Die beiden Werke haben eine lebhaftere Debatte in sozialistischen Zeitschriften verursacht. Das vorliegende französisch erschienene Werk stellt eine Vereinigung jener beiden Schriften, sowie eine Ergänzung derselben auf Grund jener Debatten dar. Es wird sich vielleicht noch die Gelegenheit bieten, in dieser Zeitschrift ausführlich auf das Buch einzugehen, für heute wollen wir nur auf seine hohe Bedeutung hinweisen und es in erster Linie allen Denen zum Studium empfehlen, die den Umbildungsprozess des wissenschaftlichen Sozialismus erkannt haben und weiter verfolgen wollen, und die mit Merlino der Ansicht sind, dass der Sozialismus zur Zeit noch metaphysisch und doktrinär ist, dass er aber werden muss und werden wird praktisch und positiv. Höchst lesenswerth ist die dem Buche vorangestellte Einleitung aus der Feder des bekannten französischen Theoretikers G. Sorel, die auch eine ausgezeichnete Uebersicht über den gegenwärtigen Stand dieser Untersuchungen giebt.

Jules Guesde: Le socialisme au jour le jour. Paris 1899; Giard & Brière. VIII und 488 S. 8°. Preis 3,50 Frs.

Ein aktuelles Buch und eine Streitschrift. Unser Guesde lässt die letzten Jahre Revue passiren, beleuchtet alle Gegenwartsaktionen und Verhältnisse vom proletarisch-sozialistischen Standpunkt, um in allen Erscheinungen die Anzeichen des Niederganges der kapitalistischen Gesellschaft und ihren Uebergang in den Kollektivismus zu konstatiren. Nach dem kritischen Expose über unser gesellschaftliches und politisches Leben und nach einer Analyse der verschiedenen Lösungen der sozialen Frage giebt er selbst seine Lösung: die Sozialisirung der Gesellschaft, und diese steht nach der Ansicht des Verfassers nahe bevor.

Sehr interessant sind die dem Buche unter dem Sammeltitle Varia angefügten Einzel-essays, im Wesentlichen Tagesereignisse betreffend.

Das Buch ist in interessantem, lebendigem Tone geschrieben, und wenn man auch der Argumentation des Autors schwerlich in allen Punkten folgen können, so kann seine tiefe Ueberzeugungstreue doch ihren Eindruck nirgend verfehlen.

x.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigentümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin)

Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.

Z 8 / 98 20